

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich = gemeinverständlicher Darstellungen

E. Richter

Wie wir sprechen



Verlag von B. G. Teubner in Leipzig



Ein vollständiges Verzeichnis der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ befindet sich am Schluß dieses Bandes.

Die Sammlung

„Aus Natur und Geisteswelt“

verdankt ihr Entstehen dem Wunsche, an der Erfüllung einer bedeutsamen sozialen Aufgabe mitzuwirken. Sie soll an ihrem Teil der unserer Kultur aus der Scheidung in Kasten drohenden Gefahr begegnen helfen, soll dem Gelehrten es ermöglichen, sich an weitere Kreise zu wenden, und dem materiell arbeitenden Menschen Gelegenheit bieten, mit den geistigen Errungenschaften in Fühlung zu bleiben. Der Gefahr, der Halbbildung zu dienen, begegnet sie, indem sie nicht in der Dorführung einer Fülle von Lehrstoff und Lehrfägen oder etwa gar unerwiesenen Hypothesen ihre Aufgabe sucht, sondern darin, dem Leser Verständnis dafür zu vermitteln, wie die moderne Wissenschaft es erreicht hat, über wichtige Fragen von allgemeinstem Interesse Licht zu verbreiten, und ihn dadurch zu einem selbständigen Urteil über den Grad der Zuverlässigkeit jener Antworten zu befähigen.

Es ist gewiß durchaus unmöglich und unnötig, daß alle Welt sich mit geschichtlichen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien befaße. Es kommt nur darauf an, daß jeder an einem Punkte die Freiheit und Selbständigkeit des geistigen Lebens gewinnt. In diesem Sinne bieten die einzelnen, in sich abgeschlossenen Schriften eine Einführung in die einzelnen Gebiete in voller Anschaulichkeit und lebendiger Frische.

In den Dienst dieser mit der Sammlung verfolgten Aufgaben haben sich denn auch in dankenswertester Weise von Anfang an die besten Namen gestellt. Andererseits hat dem der Erfolg entsprochen, so daß viele der Bändchen bereits in neuen Auflagen vorliegen. Damit sie stets auf die Höhe der Forschung gebracht werden können, sind die Bändchen nicht wie die anderer Sammlungen stereotypiert, sondern werden — was freilich die Aufwendungen sehr wesentlich erhöht — bei jeder Auflage durchaus neu bearbeitet und völlig neu gesetzt.

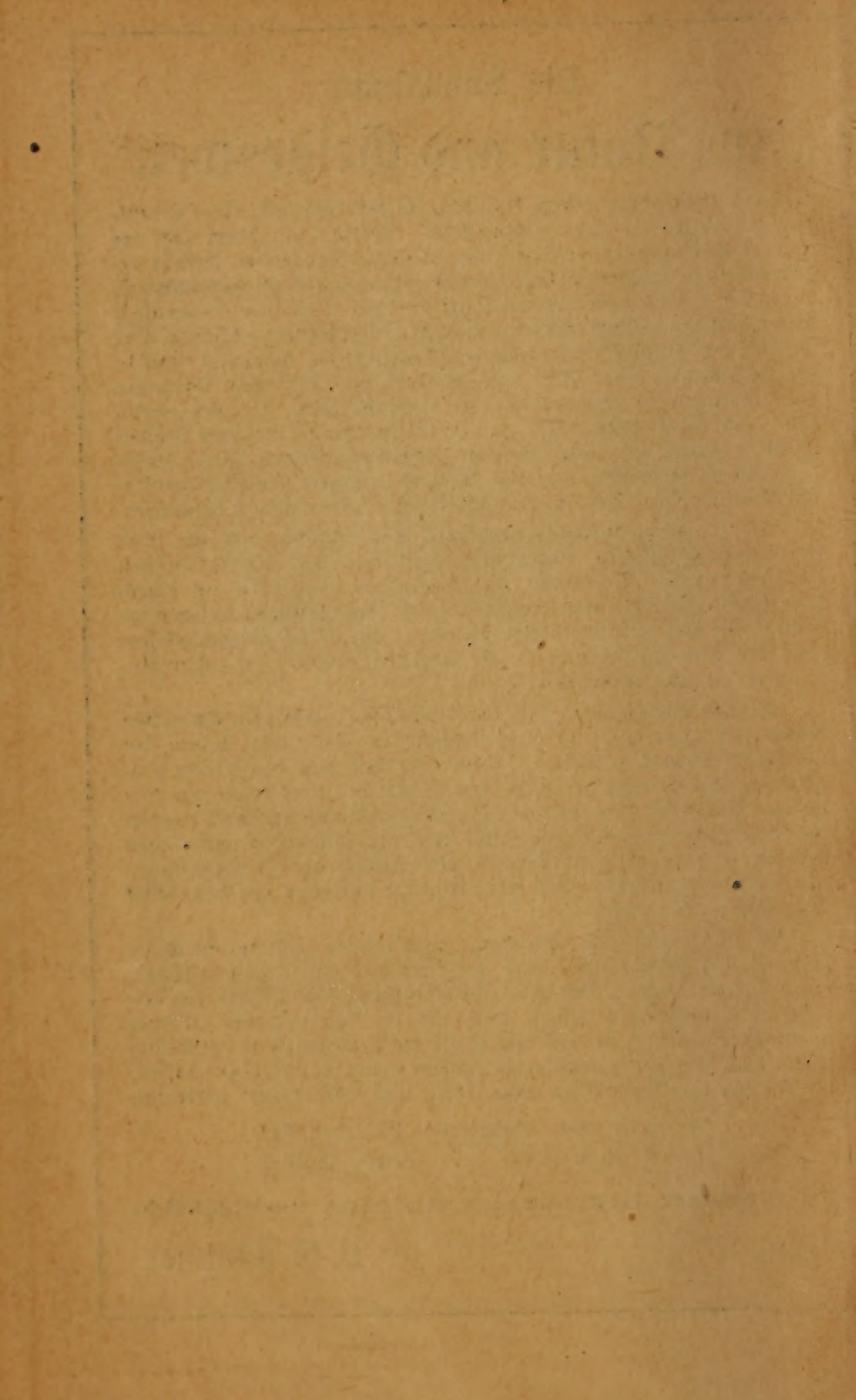
So sind denn die schmußen, gehaltvollen Bände durchaus geeignet, die Freude am Buche zu wecken und daran zu gewöhnen, einen kleinen Betrag, den man für Erfüllung körperlicher Bedürfnisse nicht anzusehen pflegt, auch für die Befriedigung geistiger anzuwenden. Durch den billigen Preis ermöglichen sie es tatsächlich jedem, auch dem wenig Begüterten, sich eine kleine Bibliothek zu schaffen, die das für ihn Wertvollste „Aus Natur und Geisteswelt“ vereinigt.

Die meist reich illustrierten Bändchen sind
in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Ausführlicher illustrierter Katalog unentgeltlich.

Leipzig.

B. G. Teubner.



R 535 w

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

354. Bändchen

Wie wir sprechen

Sechs volkstümliche Vorträge

von

Dr. Elise Richter

Privatdozent an der Universität Wien

Mit 20 Figuren im Text



124254
2019/12

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1912

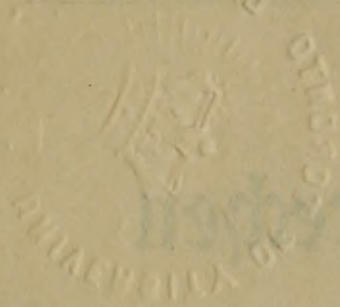
W 558

Aus Natur und Weltgesetz

Verband wissenschaftlich-gesellschaftlicher Fortschritts

BRUNNEN

572 Bismarck



Wie wir sprechen

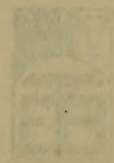
Sechs vortragsmäßige Vorlesungen

von

Dr. Elise Richter

Lehrerin an der Kaiserin-Universität

1908



Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.



Dr. Margarete Rösler
in kollegialer Freundschaft

Vorwort.

Wie die Vorlesungen, aus denen es erwachsen ist, beabsichtigt das vorliegende Büchlein, das Interesse des größeren Publicums auf sprachliche Probleme zu lenken, die Sprachwissenschaft — im besten Sinne des Wortes — zu popularisieren.

Es ist eine merkwürdige, aber nicht zu leugnende Tatsache, daß das sprachwissenschaftliche Interesse im großen ganzen ein recht schwaches ist, daß es jedenfalls nicht im Verhältnis zu der Rolle steht, die doch die Sprache im Leben und im Werdegang des Menschen spielt. Auf der Schule werden linguistische Interessen noch immer viel zu wenig geweckt; denn eine Sprache — praktisch oder wissenschaftlich — erlernen, heißt ja noch lange nicht, linguistische Interessen haben. Da handelt es sich darum, die Sprache nicht als ein Stehendes, Gegebenes, Fertiges anzusehen, sondern ihren Fluß, ihr fortwährendes Werden und Verändern und die Ursachen dieser Veränderung sowohl in den äußeren Verhältnissen als in der inneren Veranlagung der Sprechenden zu beobachten und zu erforschen. Wie bei allen Problemen der Psychologie soll der Leser sich selbst zum Beobachtungsobjekt dienen, er soll in sich hineinschauen. Die eigenartigen Vorgänge, die alles Sprechen voraussetzt, sollen ihm womöglich ins Bewußtsein kommen. Zum mindesten soll er sich darüber klar werden, daß in der Sprache nicht etwas Selbstverständliches, ein für allemal Gegebenes vorliegt, sondern daß es hier Probleme gibt; zahlreiche, höchst mannigfaltige, zum Teil noch ganz ungelöste Probleme.

Eine Hauptaufgabe dieses Buches ist es, die Mannigfaltigkeit der sprachlichen Probleme vor Augen zu stellen; es will als erste Einführung in die Sprachwissenschaft dienen. Der Leser soll zum Beobachten, zum Denken über die Sprache angeregt werden. Zu diesem Zwecke wird die Sprache von möglichst vielen Gesichtspunkten aus betrachtet. Ausgehend von den

rein physischen Möglichkeiten der Lautbildung (Lautphysiologie) schreiten wir zur Beobachtung der psychischen Fähigkeiten, Laute hervorzubringen (Lautpsychologie), des Verhältnisses von Sprechen und Denken, der Sprachentwicklung beim einzelnen wie bei der Gesamtheit, des Verhältnisses der Einzelsprache zur Allgemesprache, der äußeren wie der inneren Entwicklung der Sprache (Sprachpsychologie, Sprachgeschichte, Sprachvergleichung). Demgemäß sind die Kapitel nicht alle gleich leicht verständlich. Die Natur des Stoffes bringt es mit sich, daß das erste Kapitel (Lautphysiologie) bei weitem am einfachsten zugänglich ist; in den folgenden Kapiteln wird der Leser — gewissermaßen durch den Stoff selbst — in abstraktere Regionen geführt, zu größerer Hingabe und eifrigerer Mitarbeit veranlaßt.

Selbständige Durcharbeitung irgendeines Problemes konnte gar nicht im Rahmen dieser Einführung liegen. In großen Strichen sollte das Räderwerk der Sprache skizziert und auf das komplizierte Ineinandergreifen der Räder hingewiesen werden. Das Ziel, welches das vorliegende Buch sich steckt, ist erreicht, wenn im Leser die Vorstellung von der Zusammengesetztheit sprachlicher Vorgänge lebendig geworden ist, wenn er hinter dem scheinbar so Einfachen, so Selbstverständlichen verschiedenartige Faktoren erkennt oder wenigstens zu erkennen sucht. Denn wer sucht, schärft Auge und Sinn und wird zu weiterer Beobachtung angeregt. An Spezialführern wird es ihm bei eingehenderen Studien dann nicht fehlen.

Wien, Juni 1911.

G. F.

Inhalt.

Seite

- I. Die Möglichkeit, Laute hervorzubringen (Lautphysiologie). Darstellung der Laute 1

Sprechwerkzeuge. Lippen. Wangen. Zähne. Gaumensegel. Nase. Kehlkopf. Stimmbänder. Kehldeckel. Geräusch. Ton. Konsonant. Vokal. Zunge. Lunge.

Laute. Lippenlaute: m, p, b, f, v. Zahnlaute: t, d, n, s, th. Gaumenlaute: ch, j, sch, z, k, g, ng. Dauerlaute: l, r. Vokale: u, ū, o, ɔ, a, æ, e, ɛ, i, ī. Nasale Vokale. Unterschied von gespannten und ungespannten Vokalen. Lange Konsonanten. Zusammengesetzte Vokale: ü, ö. Doppellaute: ai, au, ei, eu, oi. Atemeinsatz. Gehauchte Konsonanten.

Übergangslaute; zwischen Vokalen, zwischen Konsonanten.

- II. Die tatsächliche Hervorbringung der Laute (Lautpsychologie). Sprechen und Hören. Lesen und Schreiben 23

Nerventätigkeit. Innervation. Nervenzentren. Motorische und sensorische Zentren. Brocasche Windung.

Motorische Sprachvorgänge: Innervation für die Bildung von Lautreihen. Wirkung des später Beabsichtigten auf das eben zu Artikulierende. Nachwirkung des eben Artikulierten auf das Folgende. Ungleichung der Artikulation. Umlaut. Versprechen. Ungleichmachung der Artikulation.

Heraushebung durch Druck, Dauer und Ton. Rhythmus der Sprache.

Sensorische Sprachvorgänge.

Lagegefühl. Das sprachliche Hören. Das Assoziationszentrum. Krankhafte Störungen. Einübung. Das sprachliche Sehen. Schriftliche Darstellung der Sprache. Schreiben und Lesen. Sprechfähigkeit, eine sekundäre Funktion der dazu in Anspruch genommenen Organe. Weitere Ausbildung der linken Großhirnhälfte.

- III. Entstehung und Erlernung der Sprache. (Beim einzelnen Kinde.
Beim Menschengeschlecht) 40
- Angeborene Fähigkeit zu sprechen. Langjährige Übung, Schall- und Gesichtseindrücke zu verbinden. Bewusste Nachahmung gehörter Laute. Sprachvorstellungen. Nachahmung durchs Auge. Der Weg von einem Bewußtseinszentrum zu einem anderen.
- Ursprüngliche Mitteilung. Gebärdensprache. Lautsprache. Entwicklung beider. Trieb-, Reflexbewegung. Zweckbewegung. Tonfall. Unterschied zwischen der Gebärdens- und Lautsprache beim Tier und beim Menschen. Verhältnis von Intelligenz und Sprache.
- Fortschreiten des Denkens vom Allgemeinen zum Besonderen. Enge des Bewußtseins. Blickpunkt des Bewußtseins. Dominierende Vorstellung. Einübung der Vorstellungsbahnen. Aneignung (Erlernung) der Lautsprache.
- IV. Die Gliederung der Sprache. Sprechen und Denken. Sprachgebrauch 57
- Zerlegung der Gesamtvorstellung. Der Grad der Zerlegung abhängig von der Situation des Sprechenden resp. Hörenden. Gespräch. Ruf. Befehl. Frage. Affektische Rede. Versetzen in die Seele des Hörenden. Deutliches Zergliedern. Erklären. Verhältnis von Denken und Sprechen. Erweiterung der Vorstellungsinhalte mit jeder neuen Bezeichnung. Verhältnis von Kultur und Wortschatz. Entwicklung der Abstrakta. Langsamkeit der sprachlichen Entwicklung. Überlieferung. Sprachgebrauch. Abhängigkeit vom Sprachgebrauch in bezug auf Artikulation, Bedeutung, Stellung der Wörter. Kampf des einzelnen gegen den Sprachgebrauch. Überlieferung und Neuschöpfung. Nachahmungs- und Absonderungstrieb.
- V. Innere Geschichte der Sprache. (Bildung und Entwicklung). 73
- Schallnachahmung. Lautmalerei. Lautbild. Entwicklung von Spezialbezeichnungen aus Generalbezeichnungen. Entwicklung von Suffixen. Größere Leichtigkeit der Bildung von Verbalformen als von Substantiv- und Adjektivformen durch Anhängung von Spezialbezeichnungen. Psychischer Prozeß bei der Wortbildung. Die Adjektivabstrakta. Vergleich. Entwicklung durch Analogie. Verhältnis von Schöpfung und analogischer Einübung. Neuschöpfung; absolute; rela-

tive (Proportionsbildung). Tägliche Neuschaffung der Sprache. Widerstand von außen. Entwicklung einer Allgemeinsprache. Schriftsprache. Poesie und Prosa. Verhältnis von schriftsprachlicher Tradition und Veränderungstendenz.

VI. Äußere Geschichte der Sprache. (Innerliche und äußerliche Gründe sprachlicher Veränderung) 87

Innere Vorgänge.

Veränderung der äußeren Form. (Lautliche Veränderung.)

Artikulatorische und analogische Gründe.

Veränderung der Bedeutung. Infolge 1. Veränderung des Kulturstandes. 2. Übertragung vom Konkreten auf Abstrakte. 3. Übertragung vom Abstrakten auf Konkrete. 4. Bedeutungs-erweiterung. Übertragung von Konkreten auf Konkrete; vom Teil auf das Ganze. 5. Bedeutungsverallgemeinerung. 6. Bedeutungsverengerung. Personen- und Ortsnamen. Bezeichnung von Gebrauchsgegenständen. 7. Affektische Veränderung. 8. Euphemismus.

Äußere Vorgänge.

Lehnwörter. Neubildungen.

Schlußbetrachtung. Das Wunder der Sprache.

Zu Vortrag I.

Die Lehre von der physiologischen Beschaffenheit der Laute ist die Lautphysiologie. Die Lehre von der Hervorbringung der Laute nennt man Phonetik (von griechisch *φωνέω* ich töne, gebe einen Ton (Laut) von mir). Die beste Phonetik ist derzeit wohl das Lehrbuch der Phonetik von Jespersen, Otto, übersetzt von Hermann Davidsen. Leipzig 1904.

Vorzüglliche wissenschaftliche Phonetiken sind ferner von Sievers, C. (Grundzüge der Phonetik zur Einführung in das Studium der Lautlehre der indogermanischen Sprachen. 5. Aufl. 1901. Leipzig.

Vietor, W., Elemente der Phonetik und Orthoepie des Deutschen, Englischen und Französischen. Heilbronn 1887. 2. Aufl.

Wichtige Hilfsquellen sind die Phonetischen Studien, herausgegeben von Wihl. Vietor, Marburg 1888 ff.

Kleine Einführungen sind die Büchlein von

Vietor, W., Kleine Phonetik des Deutschen, Englischen, Französischen. 6. Aufl. Leipzig 1909.

Vietor, W., Die Aussprache des Schriftdeutschen. 7. Aufl. Leipzig 1909.
Luid, C., Deutsche Lautlehre. Leipzig 1904.

Mittel zur Erforschung der physiologischen Beschaffenheit der Laute sind: die Laryngoskopie oder Besichtigung des Kehlkopfes durch den Kehlkopfspiegel; die Röntgographie (Röntgenphotographie) zuerst ausgeführt von

Scheier, M. (Die Verwertung der Röntgenstrahlen für die Physiologie der Stimme und Sprache in: Archiv für Laryngologie Bd. 6, S. 175 ff).

Barth und Grummach, Röntgographische Beiträge zur Stimmphysiologie, ebd. Bd. 19.

Fröschels und Haudel, Radiologische Aufnahmen des Mundes und der Schlundhöhle während des Sprechens der einzelnen Laute (VIII. Internationaler Physiologen-Kongress, Wien 1910).

Die Belichtung durch Röntgenstrahlen findet statt, während die Organe eine bestimmte Artikulationsstellung einnehmen und so ist es möglich, die Stellung des Gaumensegels und des Kehldeckels festzustellen, auch in den Fällen, die sich der unmittelbaren Beobachtung entziehen, z. B. bei u.

Zur Alarmmachung der Zungenstellungen werden Gaumenabdrücke gemacht; man färbt entweder die Zunge oder den genau in den Gaumen eingepaßten Gaumenabdruck, und sieht infolgedessen an diesem letzteren die Spuren der Zunge, wo sie beim Hervorbringen irgendeines Lautes, den Gaumen(abdruck) berührt hat. Vgl. z. B.

Teichner, F., Einleitung in die Sprachwissenschaft I, Leipzig 1880.

Bremer, D., Deutsche Phonetik, Leipzig 1893.

Man mißt den Atemstrom, der aus Mund und Nase austritt, durch verschiedenartige Apparate, und nach verschiedenen Methoden. Erwähnt seien die von

- Abbé Rousselot, Principes de phonétique expérimentale, Paris 1897 ff.
- Roudet, L., La parole avec un larynx artificiel in La Parole 1902 65 ff.
- —, De la dépense d'air dans la Parole, ebd. 1900, 201 ff.
- —, Recherches sur la pression sous-glottique dans la Parole, ebd. 599 ff.
- Seemann, J., Marburg, Bericht in Zeitschrift für biologische Technik und Methodik 1908, S. 110 ff.
- Sermann, L., Königsberg (Phonographische Untersuchungen in Pflügers Archiv für Physiologie 45, 47, 48, 53, 58, 59, 61, 83).
- Für die Erforschung der Dauer und des Klanges der einzelnen Laute sind besonders phonographische Aufzeichnungen mit Ausmessung des Phonogrammes wichtig, wie sie z. B. im Wiener Phonogramm-Archiv ausgeführt werden; die Spuren, welche die Schallwellen mittels des Stiftes in die phonographische Platte eingraben, werden in überaus vergrößertem Maßstabe auf Papierrollen übertragen und ausgemessen. (Mitteilungen des Phonogrammarchivs in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften, Philol.-historische Klasse, seit 1908.) Ferner Scripture, Über das Studium der Sprachkurven, Ostwalds Annalen der Naturphilosophie 4, 28 ff.
- —, Studies of Melody in English Speech, Wundts Philosophische Studien 19, 99 ff. u. a.
- Meyer, E. A., Über Englische Lautdauer in Schriften der Universität Uppsala 1903.
- Auskünfte über den Eigentum und über Klangcharakter der Vokale bei
- Helmholtz, Lehre von den Tonempfindungen.
- Pipping, B. (Zeitschrift für Biologie XXVII S. 1—80, XXXI 524 bis 583 u. a.
- Zusammenfassungen mit ausführlicher Bibliographie in dem vortrefflichen Buche von
- Guzmann, H., Physiologie der Stimme und Sprache in: Die Wissenschaft Nr. 27, Braunschweig 1909.
- Magel, Handbuch der Physiologie des Menschen, 1908.
- Grüznert, P., Physiologie der Stimme und Sprache in Hermanns Handbuch der Physiologie, Leipzig 1879.

Bücher

über das im Vortrag II—VI Besprochene, zum größten Teil auch einem weiteren Leserkreise leicht verständlich.

- Bähnisch, G., Die deutschen Personennamen 1910 (ANuG Bd. 296).
- Behaghel, D., Die deutsche Sprache (Das Wissen der Gegenwart Bd. 54). Leipzig 1907.
- Das Buchgewerbe und die Kultur, sechs Vorträge (ANuG Bd. 182). 1907.
- Gabelentz, Georg v. d., Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse. Leipzig 1900. 2. Aufl.

- Gaupp, R., Psychologie des Kindes (ANuG Bd. 213). 1910.
- James, William, The principles of Psychology. New-York 1890.
- James, William, Psychologie. Deutsch von Dr. Marie Dürr, mit Anmerkungen von Prof. Dr. E. Dürr. Quelle u. Meyer. Leipzig 1909.
- Jerusalem, W., Laura Bridgman, Erziehung einer Taubstummblinden. Eine psychologische Studie. Wien 1891.
- Jerusalem, W., Die Urteilsfunktion. Eine psychologische und erkenntnis-kritische Studie. Wien 1895.
- Jespersen, D., Phonetische Grundfragen. Leipzig 1904.
- Jodl, Friedr., Lehrbuch der Psychologie. Stuttgart und Berlin 1908. 3. Aufl.
- Keller, Helen, Geschichte meines Lebens. Deutsch von Seliger. Stuttgart 1904. (Geschichte der Entwicklung einer Taubstummblinden.)
- Kempelen, W., Der Mechanismus der menschlichen Sprache, nebst Beschreibung einer Sprechenden Maschine. Wien 1791.
- Kleinpaul, R., Das Fremdwort im Deutschen. 1905. (Sammlung Götschen.)
- Kluge, H., Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Straßburg 1905. 6. Aufl. Die 7. Auflage, 1910, ist um die äußerst lehrreiche chronologische Darstellung des deutschen Wortschatzes ver-kürzt.
- Marth, Untersuchungen und Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie, Halle 1908.
- Meillet, A., Einführung in die Vergleichende Sprachwissenschaft, über- setzt von W. Prinz. Leipzig 1909.
- Medizinisch-pädagogische Monatschrift für die gesamte Sprachheilkunde, mit Einschluß der Hygiene der Lautsprache. Herausgegeben von A. Gußmann und Herm. Gußmann.
- Meringer und Mayer, Versprechen und Verlesen. Stuttgart 1895.
- Meringer, Aus dem Leben der Sprache. Berlin 1908.
- Meringer, Rudolf, Indogermanische Sprachwissenschaft. (Sammlung Götschen.) Berlin 1908.
- Nagel, W., Handbuch der Physiologie des Menschen 1908.
- Nthrop-Vogt, Das Leben der Wörter. Leipzig, Avenarius 1903.
- Paul, Hermann, Prinzipien der Sprachgeschichte. Halle 1909. 4. Aufl.
- Porzeziński, Victor, Einleitung in die Sprachwissenschaft, übersetzt von Dr. Erich Böhme. Leipzig und Berlin 1910.
- Preyer, Wilhelm, Die Seele des Kindes. 5. Aufl. besorgt von Karl Schäfer. Leipzig 1900.
- Seiler, Friedr., Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnwortes. Halle 1905. 1907. 1910.
- Steinthal, H., Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern mit besonderer Rücksicht auf die Logik. Berlin 1890.
- Stricker, G., Studien über die Sprachvorstellungen. Wien 1880.
- Weise, D., Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. (ANuG Bd. 4.) 1910.
- Wundt, W., Völkerpsychologie. Bd. I. Die Sprache.

I.

Die Möglichkeit, Laute hervorzubringen (Lautphysiologie). Darstellung der Laute.

Wie sprechen wir? Die Frage wird manchem sonderbar scheinen. Wir machen eben den Mund auf und reden. Das Sprechenkönnen erscheint uns als etwas so ganz Selbstverständliches, etwas so unabweislich mit dem Menschsein Verbundenes, daß wir gar nicht darüber nachdenken und es so hinnehmen, als ob es nicht anders sein könnte. Aber gerade weil das Sprechen in der Charakterisierung des Menschentums eine der allerwichtigsten Stellen einnimmt, weil wir uns die Sprache aus unserer Menscheneigenschaft gar nicht wegdenken können, verlohnt es sich wohl, einmal die Frage näher ins Auge zu fassen, wie unser Sprechen zustande kommt. Wir werden dann sehen, daß es mit dem Sprechen gar keine so einfache Sache ist; ja man kann getrost sagen, es gibt alles in allem kaum eine Maschine, keinen noch so künstlich zusammengesetzten Mechanismus, der nicht weit hinter dem zurückbliebe, was wir mit dem Wort „Sprache“ bezeichnen.

Was uns, wenn wir ans Sprechen denken, vor allem ins Bewußtsein kommt, ist die Bewegung der Zunge. Und das in so hohem Grade, daß das Wort Zunge geradezu in der Bedeutung „Sprache“ verwendet wird, z. B. im Italienischen: 'lingua', im Französischen: 'langue'; aber auch im Deutschen kennen wir es aus der Bibel: sie redeten in Zungen, Gott in allen Zungen loben; eine spitze Zunge haben, wobei Zunge die Bedeutung von „Rede“ hat: „spitze Reden führen“. Die Zunge gilt also in weitesten Kreisen als das eigentliche Sprechorgan; wenn jemand eine gelähmte Zunge hat, so ist es natürlich mit seinem Sprechen vorbei. Und doch hängt das Sprechen nicht ausschließlich von der Zunge ab. Ich nehme einen Papagei und lasse ihn verschiedene Sätze lernen. Er spricht deutlich wie ein Mensch. Werden wir aber im eigentlichen Sinne des Wortes sagen: er spricht? Nein. Denn er weiß nicht, was er sagt. Den Worten, die er uns zu Gehör bringt, entspricht nicht derselbe Vorgang in seinem Gehirn, der bei uns mit dem Sprechen verbunden ist. Er kann zwar

einzelne Wörter oder Lautreihen wie „Alte Weiber“, „Du Dieb“ nachbilden, aber es fehlt bei ihm die Absicht, gerade die Vorstellungen im Hörenden zu erwecken, die wir gewohnheitsmäßig mit diesen Lautreihen verbinden.¹⁾ Er plappert das Gehörte nach. Dies führt uns unmittelbar zu der Erkenntnis, daß zum Sprechen überhaupt zweierlei notwendig ist: erstens entsprechende körperliche Organe, um Laute zu bilden und zu erfassen (Sprechwerkzeuge) und zweitens die geistige Befähigung und Absicht, etwas Bestimmtes auszudrücken.

Wir wollen nun die einzelnen Teile des Sprechmechanismus näher ins Auge fassen und uns überzeugen, wie wunderbar das Räderwerk ineinandergreift.

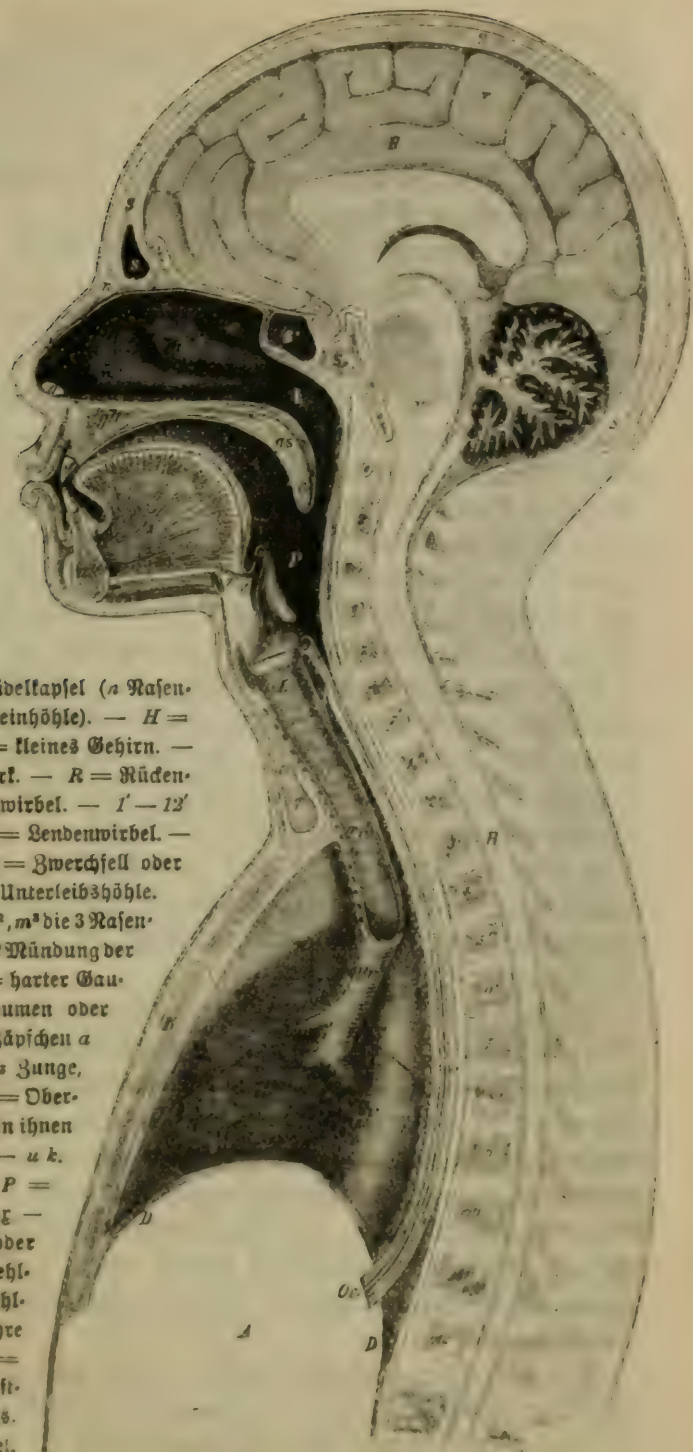
Zunächst befassen wir uns mit den **Sprechwerkzeugen**. Ist es wirklich nur die Zunge, die spricht? Keineswegs. Das wird uns unmittelbar klar, sobald wir nur einmal unsere Aufmerksamkeit auf die Vorgänge beim Sprechen richten. Ich sage z. B. *Mama*. Hierbei ist die Zunge so gut wie unbeteiligt. Ich fühle die Bewegung der Lippen; ich öffne und schließe den Mund. Da ist nun vor allem zu erwähnen, daß wir nicht etwa Ober- und Unterlippe, Ober- und Unterkiefer bewegen, wenn wir den Mund öffnen, sondern nur den Unterkiefer. Der Oberkiefer sitzt fest im Schädel, während der Unterkiefer in seinen Gelenken herabgezogen resp. hinaufgedrückt werden kann. Man lege beim Öffnen des Mundes die Hand auf den Scheitel, um sich von der Unbeweglichkeit des Oberkopfes zu überzeugen.

Ich bilde die Lautreihe a — i — o. Hier ist die Zunge beteiligt; aber durchaus nicht allein. Ich mache sehr deutlich verschiedene Bewegungen mit den Lippen und weniger deutliche mit den Wangen. Die Wangenwand spielt bei den verschiedensten Lautbildungen eine wichtige Rolle; wenn wir die Lippen vorstülpen wollen, muß sie mittun. Wer eine Verletzung auf der Wange hat, wird im Sprechen gehindert sein.

Ich sage 'satt', 'das' und fühle dabei, wie die Zunge an die Zähne ankommt. Ohne Zähne kann also eine Reihe von Lauten nicht gebildet werden; die Zunge muß an den Zähnen den Mund schließen, sonst wird kein deutliches t, d, s hörbar.

Alle diese Sprechorgane sind leicht wahrnehmbar; aber wir haben hinten im Rachen noch mehrere Werkzeuge, die uns zum

1) Es soll hierbei gar nichts gegen die Intelligenz einzelner Papageien oder der Tiere überhaupt gesagt werden. Vgl. die weiteren Vorträge.



S, S = knöcherne Schädelkapsel (*s* Nasenbein, *s'* Stirn, *s'* Keilbeinhöhle). — *H* = großes Gehirn. — *C* = kleines Gehirn. — *V* = verlängertes Mark. — *R* = Rückenmark. — *1–7* = Halswirbel. — *1'–12'* = Brustwirbel. — *1''* = Lendenwirbel. — *B* = Brustbein. — *D* = Zwerchfell oder Diaphragma. — *A* = Unterleibshöhle. *N* = Nasenhöhle (*m¹, m², m³* die 3 Nasenmuscheln, *o* Nasenloch, *s* Mündung der Ohrtrumpete). — *gh* = harter Gaumen. *gs* = weicher Gaumen oder Gaumensegel mit dem Zäpfchen *a*. — *M* = Mundhöhle (*s* Zunge, *s'* Zungenbein). — *l, l'* = Ober- u. Unterlippe mit den in ihnen enthaltenen Nusteln. — *u k.* = Unterkiefer. — *P* = Schlund oder Pharynx. — *Oe* = Speiseröhre oder Oesophagus. — *L* = Kehlkopf oder Larynx (*e* Kehlkopfdeckel). — *Tr* = Brustöhre oder Trachea. — *T* = Schilddrüse. — *Br* = Luftröhrenast oder Bronchus. — *FF'* = Zungenflügel.

Fig. 1.

Der ganze Sprechapparat, Durchschnitt des menschlichen Kopfes und Oberkörpers.

Sprechen durchaus unentbehrlich sind und die uns doch — besonders wenn wir gesund sind — kaum ins Bewußtsein kommen. Da ist vor allem das Gaumensegel. Der Gaumen wölbt sich über dem Munde annähernd wie eine der Länge nach halbierte Eischale. Das Gaumendach trennt die Mundhöhle vom Nasenraum und ist an seinem vorderen Teil hart bis etwa zur Mitte; hinten, wo es wieder zur Schlundöffnung abfällt, ist es weich und eindrückbar; es hat eine muskulöse, frei im Rachen hängende fleischige Fortsetzung, das sogenannte Zäpfchen, welches beim ruhigen Atmen schlaff herabhängt und die Funktion eines Klappenventils im Munde versieht. Wenn es nämlich herabhängt, verschließt es den Mund gegen den Kehlkopf, so daß keine Luft aus dem Mund in die Luftröhre (oder umgekehrt) gelangen kann. Wenn es aber herausgezogen wird, so legt es sich längs der Rachenwand fest an und verschließt den hinteren Eingang des Nasenraumes. Dann ist die Verbindung zwischen Nase und Luftröhre unterbrochen und dagegen der Weg zwischen Luftröhre und Mund frei. Dieser weiche Teil des Gaumens mit dem Zäpfchen ist das Gaumensegel.

Wenn wir (gesund, normal) ruhig atmen, so halten wir den Mund geschlossen und lassen das Gaumensegel schlaff hängen. Der Luftstrom geht durch die Nase in die Luftröhre, resp. aus der Luftröhre durch die Nase nach außen. Das kann man sehr leicht beobachten, wenn man ein Spiegelchen mit der Oberseite zwischen Nase und Oberlippe hält. Die aus der Nase ausströmende Luft beschlägt die Spiegelfläche. Öffnen wir aber den Mund, so wird der Spiegel klar bleiben, denn nun entweicht die Atemluft durch den Mund, unter dem Spiegel.

Wenn wir sprechen, geht der Luftstrom teils durch den Mund, teils durch die Nase, je nach der Stellung, welche wir dem Gaumensegel geben. Es dient uns beim Sprechen dazu, den Nasenweg zu sperren, so daß die Laute rein herauskommen. Wenn infolge von Erkrankung oder gewohnheitsmäßiger Nachlässigkeit das Gaumensegel nicht entsprechend gehoben, nicht fest genug gespannt wird, so „näseln“ wir. Zur Aussprache bestimmter Laute hingegen müssen wir das Gaumensegel schlaff lassen, z. B. bei der Bildung von *m*, *n*; Agnes(= Angnes). Bährisch-österreichisch: der Mā, sā's so gut (seien Sie so gut), frz. Elegance usw.

Aus dem eben Gesagten ergibt es sich, daß auch die Nase beim Sprechen beteiligt ist. Dies allerdings nur mittelbar. Der Nasenraum mit seinen Höhlen gibt einen Resonanzraum für die mit den anderen

Organen gebildeten Laute. Indem der Luftstrom durch die Nase geleitet wird, entsteht eine eigentümliche Klangwirkung; nur bei einigen Lauten (bei m, n, ng) geht der Luftstrom ausschließlich durch die Nase, so daß man sagen kann, sie können nur mit Hilfe des Nasenraumes gebildet werden; und wenn jemand durch Verwundung usw. die Nase verliert oder auch, wenn er (infolge von Schnupfen) eine volle Nase hat, so kann er diese Laute nicht oder wenigstens nicht deutlich bilden. Andererseits gibt es nur wenige Laute, bei denen der Nasenweg ganz verschlossen bleibt (bei unserem e, i, j u. a.). Bei den meisten schließt das Gaumensegel nicht dicht und zwar in verschiedenem Grade.

Alle Bewegungen der Sprechorgane werden uns aber nichts nützen, wenn wir nicht dabei Luft aus der Lunge pumpen und durch den Mund resp. die Nase ins Freie ausstoßen. Dasjenige Organ, welches den Luftaustritt aus der Lunge reguliert und daher für das Sprechen die allerhöchste Wichtigkeit besitzt, ist der Kehlkopf. Der Kehlkopf ist eine knorpelige, franzartige Verdickung der Lufttröhre, die einem weichen Schlauche verglichen werden kann. Durch die Lufttröhre gelangt die Luft, die uns umgibt, in die Lunge, resp. die durch die Herztätigkeit ausgeschiedene Luft wieder ins Freie. Der Kehlkopf verhütet das Zusammenfallen oder -klappen der Lufttröhre, das uns sofort den Erstickungstod brächte; er ist im ganzen beweglich, nach oben und unten verschiebbar; er ist mit Schleimhäuten überzogen, deren oberster Rand in zwei Falten über seine Öffnung hereinhängt. Diese Schleimhautfalten können mittels Muskeln gespannt werden und heißen Stimmbänder oder Stimmlippen. In der ruhigen Atemstellung sind sie ungespannt und lassen eine annähernd dreieckige Öffnung der Lufttröhre (die Stimmritze) frei; die Spitze dieses Dreiecks liegt nach vorn, zum Schildknorpel zu. Je fester die Stimmbänder gespannt werden, desto näher berühren sie sich, desto kleiner wird der freie Raum zwischen ihnen (die Stimmritze). Sind also die Stimmbänder ganz ungespannt, so ist die Stimmritze offen; der verschiedene Grad der Stimmbandspannung (somit die verschiedene Weite des Stimmritzenverschlusses) ist bestimmend für den Charakter der Sprachlaute. Zur Bildung der großen Mehrzahl unter ihnen ist die Tätigkeit der Stimmbänder unerlässlich.

Für die Erzeugung der Laute ist dann noch der Kehlkopfdeckel von Wichtigkeit. Der Kehlkopfdeckel ist eine knorpelige Platte, die sich über die Öffnung des Kehlkopfes legen kann; der Zungenmuskel

drückt ihn nieder. Beim Schlucken wird auf diese Weise die Stimmrinne ganz verschlossen. (Vgl. Abbildung.) Je nachdem der ganze Kehlkopf mehr oder weniger gehoben wird, verändert sich die Lage des Kehldeckels zur Stimmrinne. Es ist nun klar, daß der Laut um so klarer herauskommen wird, je weiter der Kehldeckel geöffnet ist, und umgekehrt, um so dumpfer, je tiefer der Kehldeckel sich auf die Stimmrinne senkt.

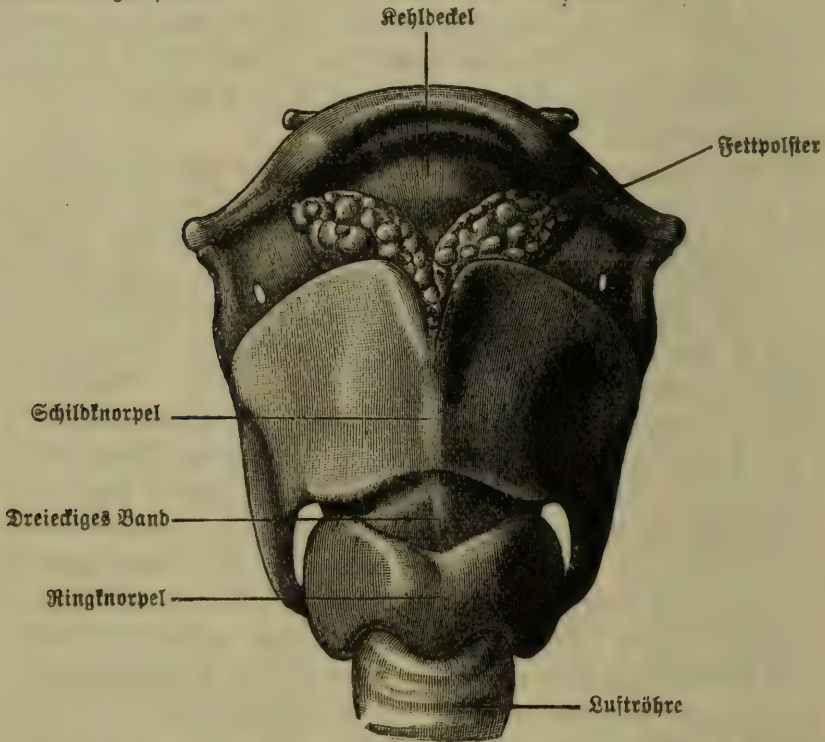


Fig. 2. Kehlkopfgerüste, vordere Ansicht.

Damit irgendein Gehörseindruck (eine akustische Wirkung) erzeugt werde, muß die Luft außer uns durch Schallwellen erregt sein. Wenn wir also einen hörbaren Laut hervorzubringen wollen, müssen wir verursachen, daß Schallwellen entstehen.

Um nun einen hörbaren Laut aus der Luftröhre nach außen gelangen zu lassen, müssen wir die Luft stärker als beim ruhigen Atmen durch die Stimmrinne treiben. Seufzen, Stöhnen, Pfauchen, Hauchen sind nichts anderes als Geräusche, die dadurch entstehen, daß bei ungespannten Stimmbändern ein (aus irgendeiner Ursache) verstärkter Luftstrom aus der Luftröhre durch die Stimmrinne nach außen tritt. Wenn wir dann unter dem Hauchen Worte aussprechen, so flüsteru

wir. Flüstersprache ist Bildung von Sprachlauten unter weitestgehender Ausschaltung der Tätigkeit der Stimmbänder. Das Hauchen ist ein Geräusch, das ausschließlich durch die Reibung erzeugt wird, mit der der Luftstrom aus der offenen Stimmrinne ins Freie dringt. Werden nun die Stimmbänder gespannt, so ergibt sich aus dem Grade der Stimmbandspannung und des (davon abhängigen) Stimmritzenverschlusses eine Modifikation des aus der Lunge austretenden Luft-

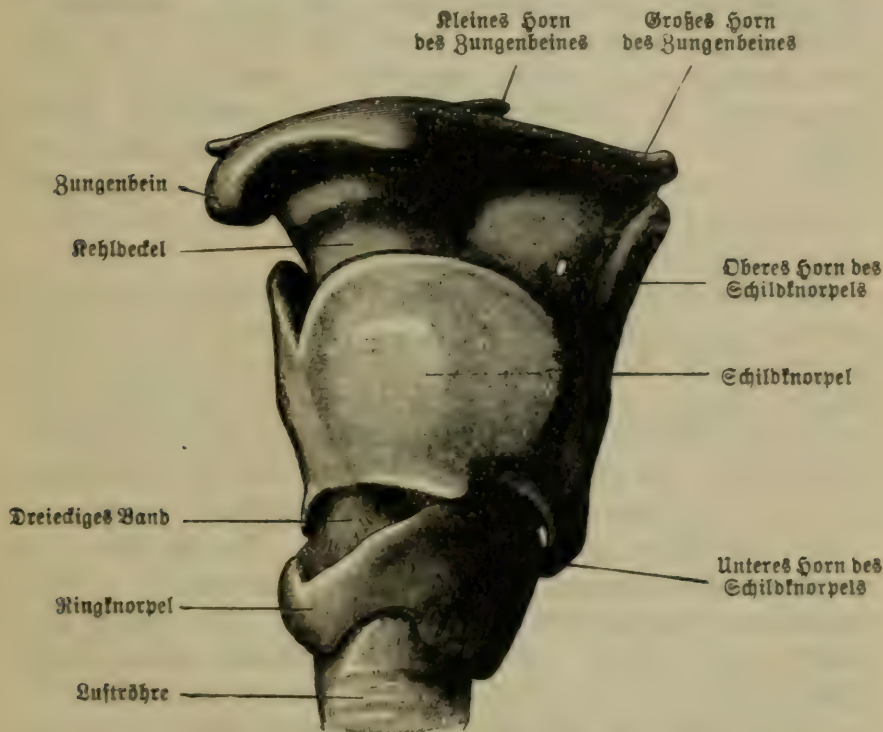


Fig. 3. Linke Hälfte des Kehlkopfgerüsts.

stromes und seiner Klangwirkung. Das verhält sich so: Wenn wir die Stimmbänder schließen, wird die Luft in der Lufttröhre kondensiert und der Luftdruck unterhalb der Stimmbänder wird größer als der im Munde, resp. in der Nase (im Nasenrachenraum); durch den Luftdruck von innen her werden die Stimmbänder nach oben geschleunigt und geraten in Schwingungen. Die Luft reibt sich hindurch und es entsteht ein Geräusch oder ein Ton. Je fester wir nämlich die Stimmbänder spannen, desto stärker und reiner tönen sie, desto fester schließen sie sich, desto geringer ist der Luftstrom, den sie aus der Lufttröhre austreten lassen. Je nachdem wir einen Laut mit ge-

Spannten oder ungespannten Stimmbändern aussprechen, wird er stimmhaft sein oder stimmlos. Wir schreiten also bei der Bildung der Laute vom stimmlosen zum stimmhaften dadurch, daß wir die Spannung der Stimmbänder verstärken. Daher kann jemand mit erkrankten oder gelähmten Stimmbändern zwar sprechen, aber nur in der Flüstersprache.

Unter Geräusch verstehen wir den Gehörseindruck, den wir aus unregelmäßigen Wellenschwingungen empfangen. Erfolgen die Schwingungen regelmäßig, so hören wir Töne. Diese Unterscheidung gilt nicht nur für die Musik, sondern auch für die Sprachlaute: die Vokale entstehen durch regelmäßige Schwingungen, sie entsprechen also den Tönen; die Konsonanten entstehen durch unregelmäßige Schwingungen, sie sind Geräusche. Ein Konsonant kann stimmhaft oder stimmlos sein. Ein Vokal ist immer stimmhaft.

Wir unterscheiden im ganzen dreierlei Modifikationen der Sprachbildung je nach der Stellung der Stimmbänder: die Flüstersprache, bei der die Stimmbänder ganz so weit offen stehen als beim ruhigen Atmen, also gar nicht gespannt sind; die stimmlosen Laute, bei denen sie fast so weit offen stehen und nur ein wenig mehr gespannt sind, und die stimmhaften, bei denen ihre Annäherung und Spannung stets erfolgt, jedoch in verschiedenem Grade.

Nun kommen wir zur Tätigkeit der Zunge. Von ihr hängt es ab, ob die Luftschwingungen, die durch die Sprechorgane zu Gehör kommen, regelmäßig oder unregelmäßig sind. Die Zunge ist ein äußerst muskelreiches, durch den Zungenmuskel am Unterkiefer festgewachsenes Organ, so daß die Zungenwurzel, das hintere Ende der Zunge, auf den Kehldeckel (vgl. Abbildung) wirkt. Ziehen wir den Unterkiefer herab, so geht die Zunge mit und so kommt es, daß wir unsere Zunge nie so sehen, wie sie eigentlich im Munde liegt. Sie ist ein dicker fleischiger Keil und füllt, im Ruhezustand, die Mundhöhle fast ganz aus. Sie liegt dann am Oberkiefer an. Die Zunge ist durch ihren Muskelreichtum von außerordentlicher Beweglichkeit, und zwar am stärksten in der Spitze. Je nach der Lage der Zunge kann die Luftwelle, die zwischen den Stimmbändern herausgepreßt wird, ungehindert den Mund passieren, dann kommen nur regelmäßige Schwingungen zu Gehör, also Vokale; oder es bildet sich ein enger Kanal von verschiedener Form, durch den die Luft sich in unregelmäßigen Schwingungen hindurchreibt; auf diesem Wege entstehen die Engenlaute. Oder die Luftwelle stößt

an irgendeiner Stelle des Mundes auf einen Verschuß, der end eröffnet werden muß, ehe ein Laut zu Gehör kommen kann (Verschlußlaute). Der verschiedene Charakter der Laute ist somit abhängig von der Gestalt, die der Mundraum durch die jeweilige Stellung des Kehlkopfes, der Stimmbänder, des Gaumensegels, der Zunge, der Lippen, der Wangen erhält.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß der Luftstrom durch die Stimmritze getrieben werden muß. Das ist die Arbeit der



Fig. 4. Ansicht des Kehlkopfinnernen von oben.

Rippen- und Bauchmuskeln, die die Lunge zusammenpressen, so daß sie die in ihr angesammelte Einatemungsluft (durch die Luftröhre) ausstößt, nach Art eines Blasebalgs.

Fassen wir nun die rein körperliche Tätigkeit zusammen, die zum Sprechen erforderlich ist, so sehen wir in der Richtung von innen nach außen die Rumpfmuskeln in Tätigkeit: um den Luftstrom zu liefern; die Stimmbänder: um diesen Strom zu modifizieren; Kehlkopf, Zunge, Gaumensegel, Wangen, Lippen: um dem Nasen-Mundraum die entscheidende Gestalt zu geben, durch den der Luftstrom gehen soll. Wir sind also vom Unterleib bis zur Wangenhaut in Anspruch genommen, wenn wir sprechen.

Die Darstellung des Sprechapparates ist hier mit äußerster Kürze dargestellt, da sehr viele leicht erreichbare Spezialbücher darüber handeln.¹⁾

1) Vgl. speziell das in dieser Sammlung Bd. 136 erschienene Büchlein von P. Gerber, Die menschliche Stimme und ihre Hygiene.

spo.
ist

6

n mit dem Ausathmungsstrom; das ist die praktischste, nämlich die, bei der der Luftstrom unter geringstem am besten verwertet wird. Es ist aber nicht die ein- it, Laute zu äußern. Die Hunde bellen und viele prechen unter der Einathmung des Luftstroms; auch bei finden wir vereinzelte Fälle, in denen unter dem Ein- ziehen der Luft ein Laut oder eine Lautgruppe geäußert wird; so z. B. sagen die Franzosen ihr oui! (ja) oder die Engländer thank you (danke).

Betrachten wir nun die einzelnen Laute, die je nach der Gestalt des Mundkanals, nach der Stellung der verschiedenen Organe entstehen, wenn wir Luft durch die Stimmbänder pressen. Wir beginnen unsere Beobachtung wieder am weitesten vorn und außen, an den Lippen.

Lippenlaute. Wenn wir ein m bilden, so fühlen wir deutlich: der ganze Mund ist in Ruhe wie beim ruhigen Atmen, auch die Zunge. Das Zäpfchen hängt schlapp herab; die Luft geht daher durch die Nase. Wenn wir dagegen p sagen, so geht die Luft nicht durch die Nase; das Gaumensegel ist also gehoben und liegt an der Rachenwand fest. Die Zunge ist bei m, p, wie überhaupt bei allen Lippenlauten, unbeteiligt. Die Luft sammelt sich hinter den fest verschlossenen Lippen. Wenn ich nun die Lippen öffne, so entweicht die angesammelte Luft mit einem hörbaren Knall, mit einer Explosion. Diese Explosion ist um so größer, je fester ich vorher die Lippen geschlossen hatte. Zum Schließen der Lippen bedienen wir uns äußerst zahlreicher Muskeln, die um den Mund herum liegen. Auch die Wangenmuskeln sind an der Tätigkeit beteiligt. Die Stimmbänder sind ungespannt, also offen. Das p ist ein tonloser Laut; nach der Art des Geräusches, das es erzeugt, ein Explosivlaut; nach der Art, wie es gebildet wird, ein Verschlusslaut, denn es kommt durch den Verschluss der Lippen zustande; nach der Örtlichkeit, wo dieser Verschluss gebildet wird, ein Lippenlaut.

Man vergleiche nun den Unterschied in der Bildung von Pappe und Abend oder Band. Um ein b zu bilden, verwenden wir die Organe ganz so wie beim p, nur daß wir Wangen- und Lippenmuskeln weniger spannen; der Verschluss ist nicht so fest, die Luftansammlung nicht so groß, die Explosion ist geringer. Der Hauptunterschied liegt aber darin, daß wir, um ein b zu bilden, die Stimmbänder spannen. Hierdurch erklärt es sich, daß sich weniger

Luft hinter den Lippen sammelt und ferner, daß das *b* tönend herauskommt. *b* ist ein tönender Verschlußlaut. Beim *p* ist der Lippenverschluß kräftiger als beim *m*, beim *b* aber nicht. Der Unterschied zwischen *b* und *m* liegt darin, daß beim *b* eine Lippenöffnung erfolgen muß, während beim *m* die Lippen nicht bewegt zu werden brauchen; ferner daß beim *b* das Gaumensegel gehoben ist, beim *m* nicht.

Wenn wir die Lippen nicht schließen, so wird sich hinter ihnen keine Luft ansammeln; vielmehr wird sie sachte zwischen ihnen heraustrreichen. Während bei geschlossenen Lippen die Zähne übereinander liegen (die Unterzähne hinter den Oberzähnen, so daß sie fast ganz oder ganz von letzteren bedeckt sind), müssen natürlich die Zahnreihen auseinander treten, sobald wir die Lippen öffnen. Die kleinste Öffnung entsteht, wenn die Oberzähne noch leicht die Unterlippe berühren. Wir treiben die Luft durch diese Stellung und hören nun bei offenen (ungespannten) Stimmbändern *f*, bei geschlossenen (gespannten) *w*. Es sind Engenlaute, die nach der Art ihrer Erzeugung Reibelauten heißen. (Man übe sich, allemal alle möglichen Bezeichnungen der Laute, so wie es oben beim *p* gezeigt wurde, selbst zu bilden, wodurch das Bewußtsein für alle Bedingungen, die zu der Bildung erforderlich sind, gekräftigt wird.)

Zahnlaute. Wie bei den Lippenlauten haben wir die verschiedensten Geräuschbildungen, nur daß die Örtlichkeit im Munde, wo sie entstehen, eine andere ist. Der Ort der Lautbildung ist mehr nach innen und oben geschoben. Diesmal ist es die Zunge, die die Gestalt des Mundkanals verändert; die Lippen bleiben bei allen Zahnlauten offen, und zwar in einem schmalen Spalt, der durch Zurückziehen der Wangenhaut und Seitenbewegung der Lippenmuskeln hervorgerufen wird. Die Zungenspitze wird hinter den Oberzähnen an das untere Ende des Gaumens gelegt, wo die Zahnscheiden beginnen, also an das obere Ende der Zähne. Dort verschließt sie den Mund, so daß die Luft nicht heraus kann, ehe man die Zunge wieder fortbewegt. Es entsteht also wieder ein Verschlußlaut und zwar ein tonloser, wenn die Stimmbänder offen sind: *t*, z. B. *Tat* oder ein tönender, wenn die Stimmbänder gespannt werden: *d*, z. B. *da*, *dort*. In beiden Fällen ist das Gaumensegel geschlossen. Wenn wir die Zunge und den Kehlkopf in der *d*-Stellung belassen, aber das Gaumensegel bewegen, daß es schlapp hängt, so hört man *n*. Das *n* ist nichts anderes als ein *d* mit ungespanntem Gaumensegel. Um sich hierüber klar zu werden, spreche man ein paarmal

An-na, Ad-da oder ähnliches; man beachte auch, wie häufig bei Deuten, die durch Schnupfen am reinen Artikulieren gehindert sind, d und n ineinander klingen. Ist die Nase verstopft, so klingt n wie d. Natürlich, denn der Resonanzraum der Nase ist ja außer Tätigkeit gesetzt. Ist das Gaumensegel etwas geschwollen und kann den Nasenweg nicht völlig verschließen, so klingt d wie n, denn nun tritt etwas Luft in den Nasenraum. Ein Reibelaut entsteht, wenn die Zunge

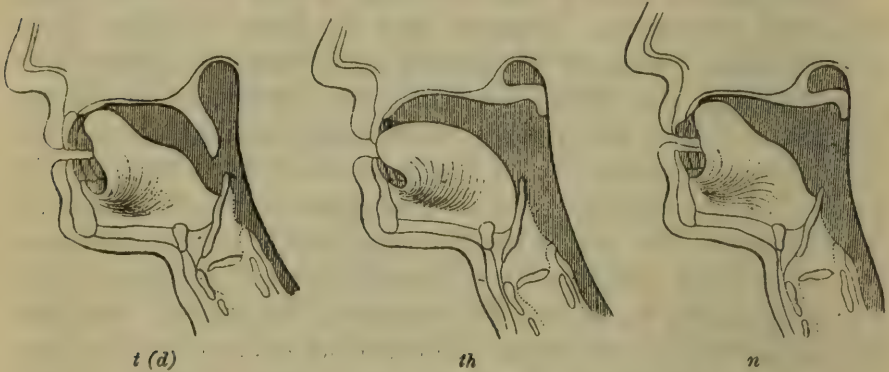


Fig. 5—7. Lautbilder für die Konsonanten *t (d)*, *th* u. *n*.

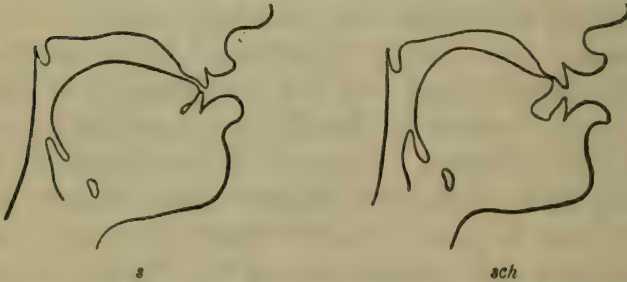


Fig. 8. 9. Lautbilder für die Konsonanten *s* u. *sch* in norddeutscher Aussprache.

etwas tiefer gelegt wird, so daß die Luft zwischen den Zahnlücken entweichen kann: *s*. Mit geschlossenen Stimmbändern tönend: Hase, sehen; mit offenen tonlos: hassen, Fuß, Los.¹⁾

Wenn wir die Zunge noch tiefer senken, so daß sie zwischen die Zähne zu liegen kommt, entsteht ein anderer Bischlaut, das englische *th*, mit geschlossenen Stimmbändern tönend wie in *that*, mit offenen tonlos wie in *thing*.

1) Auf die Schreibung mit einem oder zwei *s* usw. kommt es gar nicht an. Da spielen viele sprachgeschichtliche Rücksichten und Erinnerungen mit, auf die hier nicht eingegangen werden kann.

Hochgaumenlaute. Für das Deutsche kommt nur folgende Bildung in Betracht. Wir senken die Zungenspitze, so daß sie am hinteren Ansatz der Unterzähne liegt und stellen den Zungenrücken auf, so daß er fast den Hochgaumen erreicht. Nun ist der Mundraum in zwei ungleiche Teile gesondert, einen hinteren und einen vorderen, zwischen denen nur auf der Höhe des Gaumens ein ganz enger Kanal für die ausströmende Luft frei bleibt. Sie reibt sich hindurch und so entstehen die Gaumen-Reibelaute: *ch*, wenn die Stimmbänder offen sind, z. B., *ich*, *achen*, *rächen*, und *j*, wenn sie geschlossen sind, z. B. *ji*, *ja* *je*. Dieselben Laute können auch viel weiter rückwärts am Hintergaumen gebildet werden. Dann bleibt zwar die Zungenspitze in ihrer früheren Stellung, aber der Zungenrücken wird anders gekrümmt, so daß die Hinterzunge mit dem Hintergaumen die Engenbildung macht; dies ist der Fall, wenn *j*, *ch* mit *o*, *u* gesprochen werden: *gerochen*, *Kuchen*, *Josef*, *Juchhe*, *jung*. *J* und *ch* werden also von (oder nach) *a*, *i*, *e* am harten Gaumen gebildet, vor oder nach *o*, *u* am weichen.

Die Zungenspitze kann an den Zahnscheiden liegen wie beim *s* und zugleich der Zungenrücken die Enge am harten Gaumen bilden. Nun reibt sich die Luft durch die Enge und es entsteht der *ch*-Laut, während sich gleichzeitig durch die Zahnlücken hindurchzieht und den *s*-Laut erzeugt (also *s + ch*). Werden diese beiden Stellungen ganz gleichzeitig eingenommen, so kommt das *sch* zustande. Vgl. Abbildung 9. Schön, falsch. Mit geschlossenen Stimmbändern erzeugen wir einen Laut, den das Hochdeutsche nicht kennt, wohl aber das Französische z. B. *jour*, *blamage*, und mancher deutsche Dialekt, z. B. im Schweizerischen kann man so etwas wie *jön* hören (statt schön).

Hintergaumenlaute. Die Lippen sind weiter geöffnet als bei den Bahnlauten, und zwar eher rundlich. Die Zunge bleibt an dem hinteren, unteren Rande der Unterzähne, wie beim *ch*, der Zungenrücken aber wird so hoch gehoben, daß er den Hintergaumen berührt. Es entsteht also am Hintergaumen ein Verschluss. Das Gaumensegel

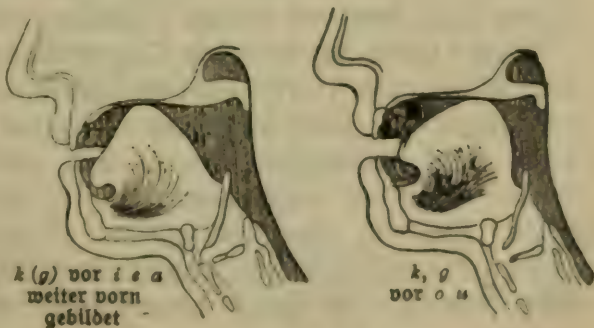


Fig. 10. 11. Lautbilder für die Konsonanten *k* u. *g*.

wird gehoben; wenn der Verschluß durch Herabziehen der Zunge geöffnet wird, hört man k (bei geöffneter Stimmritze), g bei geschlossener. Kehle, Kind, Kasten, geackert, Kopf, Kuß; Guß, Galle, gönnen. Wenn wir die g-Stellung einnehmen, aber das Gaumensegel herabhängen lassen, so daß also ein nasal er Hintergaumenlaut entsteht, so hört man ng, wobei der Verschluß des g nicht geöffnet wird. Man bildet das g, aber man läßt die Zunge in der Verschlußstellung. Es erfolgt also keine Explosion, die Luft geht durch die Nase. Lang, lange, jung, Junge, Agnes, Finger alles in norddeutscher Aussprache.

Eine besondere Stellung nehmen l und r ein. Sie heißen halbfeste oder flüssige Konsonanten oder auch Dauerlaute, weil die Luft ungemessene Zeit durch die Stellung der Sprechorgane hindurchstreichen kann, was bei den Verschlußlauten ja unmöglich ist, daher

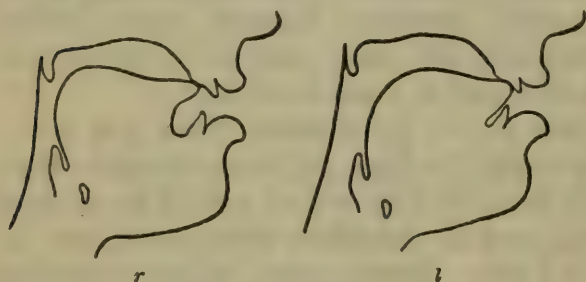


Fig. 12. 13. Lautbilder für die Konsonanten r u. l in norddeutscher Aussprache.

diese auch Momentanlaute genannt werden. Beim l stellt sich die Zunge sehr breit gegen die Oberzähne, indem die Spitze etwas nach hinten zurückgebogen wird. Hierdurch und durch die Krümmung der Hinterzunge wird

eine breite Mulde quer durch den Mund gebildet; die Luft fängt sich in ihr und strömt auf beiden Seiten aus. Bei manchen Leuten kann man beobachten, daß sie die Luft nur auf einer Seite ausströmen lassen, das l also einseitig bilden. Der Gehörseindruck ist im ganzen derselbe als beim doppelseitigen l. Der Unterschied zwischen dem sch und dem l ist der, daß beim l die Mulde quer im Munde steht, beim sch bis zur s-Stellung aber längs der Wange.

Beim r haben wir keine feste Organstellung zu konstatieren. Vielmehr ist das r ein Zitterlaut, der dadurch entsteht, daß die Zungenspitze gegen die Zahnscheiden der Oberzähne schlägt. Die Zungenspitze wird fortwährend bewegt und dadurch wird die Luft, die sich hinter ihr angesammelt hat, in zitternde Bewegung gebracht. Das r ist also nichts anderes als ein bewegtes d, von dem es sich ausschließlich dadurch unterscheidet, daß wir es eben nicht mit einer Ruhelage der Zunge hervorbringen, sondern durch ihre Bewegung.

Es gibt nun allerdings auch noch ein anderes r, das hinten im Munde erzeugt wird, dadurch, daß man das Zäpfchen im Luftstrom hin und her schwingen läßt, das sogenannte Zäpfchen- oder Rachen-r. Man mache sich den Unterschied der beiden r klar. Auch derjenige, der das richtige bühnendeutsche Zungen-r spricht, wird am Ende der Wörter leicht ein Zäpfchen-r bilden. Jedenfalls kann man den Unterschied zwischen Zungen- und Gaumen-r am ehesten erfassen, wenn man sich die verschiedene Bildung am Anfang und im Auslaut des Wortes ins Bewußtsein bringt. Bei jeder Art von Bildung unterscheidet sich das anlautende r vom auslautenden durch die längere Dauer; im Auslaut wird kein eigentlicher Triller gehalten, sondern nur 1—2 Schläge der Zunge, resp. Schwingungen des Zäpfchens kommen heraus.

Wir kommen nun zu den Lauten, bei deren Bildung der Luftstrom kein Hindernis zu überwinden hat, sondern durch einen bald mehr bald weniger breiten und tiefen Kanal ins Freie gelangt, zu den **Vokalen**. Die Zunge liegt also mindestens in ihrem mittleren Teile nicht am Gaumen an; für die Bildung der Vokale kommt aber noch etwas anderes in Betracht als die Form des Mundkanals, nämlich seine Länge von der Stimmrinne an bis zur Lippenöffnung. Wir können nämlich unser Sprechrohr — wenn wir den Mundkanal so benennen wollen — gerade so behandeln, wie ein Trompeter sein Bläserohr: wir können es kürzer oder länger machen, je nachdem wir hohe oder tiefe Töne erzeugen wollen. Wir verlängern es durch Hinabziehen des Kehlkopfes einerseits und Vorstülpen der Lippen andererseits. Indem wir den Kehlkopf hinabdrücken, zwingen wir auch die Zungenwurzel und damit die ganze Zunge in eine tiefere Stellung. Hierdurch ist auch die Stellung des Kehldeckels bestimmt, der nun nicht mehr ganz geöffnet sein kann. Je tiefer der Kehlkopf steht, desto

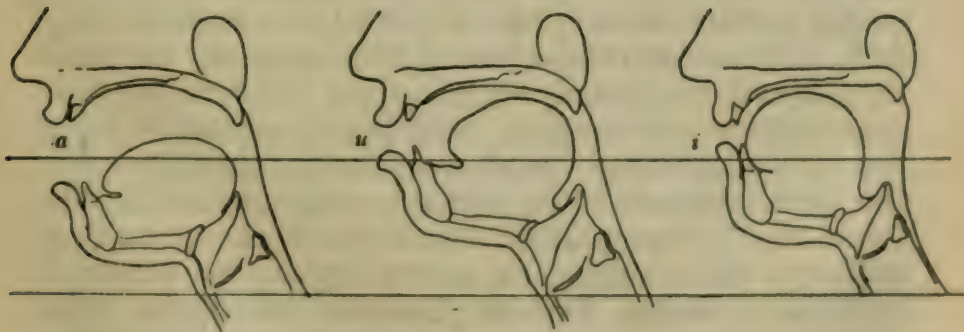


Fig. 14. Articulationes orales vocalium.

kleiner wird der Winkel zwischen Kehldeckel und Stimmrinne. Das Gaumensegel kann in diesem Falle dann nicht bis ans äußerste gehoben werden. Die zu bildenden Laute werden einen tiefen dumpfen Klang haben. Die Zunge kann sich nur am Hintergaumen heben; die Gestalt, die der Mundkanal annimmt, ist also derartig, daß der Mundraum vor der Zunge weit ist, der hinter der Zunge eng. Die Zunge liegt mit den Rändern am Gaumen an, der mittlere Teil ist annähernd wie ein nach oben offenes Rohr eingewölbt, so daß man nun wirklich von einem Kanal reden kann, durch den die Luft passiert. Am engsten und längsten ist dieser Kanal bei u (Mut, Ruhe, Gut, Muhme), dann bei ü (munter, Kutte, Nuß, Mumme). Nun werden die Lippen etwas weniger vorgestülpt, der Kehlkopf rückt etwas nach oben, die Zunge wird etwas mehr vorn aufgestellt und im ganzen nicht so hoch gehoben. Der Kanal Durchmesser ist also größer, der Weg für die Luft weiter. Man hört o (Kohl, Krone, Not) und wenn man den Kehlkopf noch ein wenig hebt und die Zunge etwas weniger hoch und weiter vorn aufstellt, so wird ein o hörbar (Gott, Korn, Sonne). Wird nun der Kehlkopf noch weiter gehoben, so ist er in seiner natürlichen Lage bei der ruhigen Atmung. Jetzt treten auch die Lippen in ihre Normalstellung, nur daß sie geöffnet werden, die Zunge bleibt fast ganz auf dem Grunde des Unterkiefers ausgestreckt. So sprechen wir A (Aal, Vater, klar), a (Matte, lallen), ae (Mähre); nur daß die Zunge beim A am tiefsten liegt, bei den anderen Lauten hingegen wieder etwas gehoben wird; nun aber wird der Mundraum anders gestaltet. Die Hinterzunge wird mehr und mehr flach gehalten, so daß der Mundraum hinter der Zunge sich erweitert; die Hebung der Zunge erfolgt gegenüber dem Hochgaumen und die Zunge stellt sich also hinten sanft abfallend, vorn steil auf. Je mehr man die Zunge in dieser Lage hebt, desto enger wird natürlich der Mundkanal. Man hört zunächst e (Bett, kennen), dann ɛ (Beet, Lehre, sehnen), dann i (bitte, List), endlich ī (triefen, niedrig, Kiel). Es genügt aber natürlich nicht, daß die Stellung der Zunge sich verändert; der Kanal wird außerdem auch verkürzt durch Heraufziehen des Kehlkopfes über die Normalstellung. Je höher der Kehlkopf steht, desto weiter kann sich der Kehldeckel öffnen, desto heller wird daher der Klang der Laute. Die Verkürzung des Mundkanals bewirkt also, daß die Laute musikalisch höher werden, die weitere Öffnung des Kehldeckels, daß sie heller klingen. Durch die Zusammenziehung ist eine stärkere Ausweitung des hinteren Rachenraumes möglich: das Gaumensegel

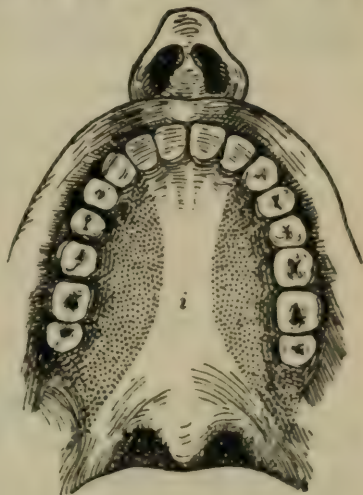
kann vollständig an die Rachenwand angebrückt werden. Der Nasenverschluß ist am festesten, wenn der Kehlkopf am höchsten steht, bei i. Zugleich ist bei i der ganze Rachenraum hinter der Zunge am weitesten; dementsprechend ist der Mundraum vor der Zunge am engsten. Die Lippen sind spaltförmig geöffnet und zurückgezogen, so daß sie schließlich an den Zähnen fast anliegen. Die Wangenhaut ist nach hinten bewegt.

Auch die Stellung der Stimmbänder verändert sich von Vokal zu Vokal. Sie werden um so fester gespannt, je höher der Vokal ist. Dies ist erstens im musikalischen Sinne zu verstehen:

Je fester die Spannung, desto kleiner die Schwingungen des gespannten Körpers, desto höher der Ton. Jeder Vokal hat seinen Eigenton und zwar ist i der musikalisch höchste Vokal. Außerdem aber ist die Spannung der Stimmbänder auch proportional zur Zungenhebung. Je höher wir die Zunge im Munde heben, desto mehr spannen wir auch die Stimmbänder; i ist nicht nur der musikalisch höchste, sondern zugleich auch der im Munde räumlich höchste Vokal.

Die Spannung der Stimmbänder steigt daher von a zu i. Über die Stellung der Stimmbänder bei o und u können wir nichts wissen, da diese Vokale nur dann zustande kommen, wenn die Hinterzunge sich aufstellt, wodurch uns der Einblick in den Kehlkopf verwehrt wird.

Für die Aussprache des i ist die Zunge so hoch gehoben, daß der Kanal, den die Zunge mit dem Gaumen bildet, nur zirka einen Zentimeter Durchmesser hat. Die Zunge liegt an den Rändern des Gaumens fest an. Der Luftstrom, der passieren kann, ist also ganz dünn und fein. Hingegen wird er begreiflicherweise immer breiter, je mehr sich die Zunge senkt. Wir haben also zwei in einem und demselben Punkt zusammenlaufende Reihen von Vokalen: die u—a-Reihe oder die Reihe der hinteren (dunkeln, tiefen, Hintergaumen-) Vokale und die i—a-Reihe oder die Reihe der vorderen (hellen, hohen, Vordergaumen- oder Hochgaumen-) Vokale. Im ganzen können wir



Die punktierten Stellen deuten an, wo die Zunge bei der Bildung des i den oberen Gaumen berührt, die weiße Fläche zeigt den Rundkanal an.

Fig. 15. Das Gaumenbild des i.

vorn die Zunge höher heben und überhaupt viel mehr Verschiedenheit in die Artikulation bringen als hinten. Daher gibt es eine größere Reihe von Vordergaumenlauten als von Hintergaumenlauten. Wenn wir vom *i* aus die Zunge noch etwas höher heben, so ist der Kanal für die Luft nicht mehr frei passierbar und wir erhalten eine Enge, so daß *j* hörbar wird. Andererseits, wenn wir am Hintergaumen die Zunge etwas höher heben als zum *u*, so bilden wir einen Verschluss; es wird ein *g*, oder ein sehr weit hinten gebildetes *l*, oder ein *w* hörbar. Man stellt im Bilde die Stufenfolge der Vokale unter dem sogenannten Vokaldreieck dar. Besser ist es, die zwei Schenkel des auf die Spitze gestellten Dreiecks offen zu lassen und sie nach *j* einerseits, nach *g* andererseits zu verlängern.

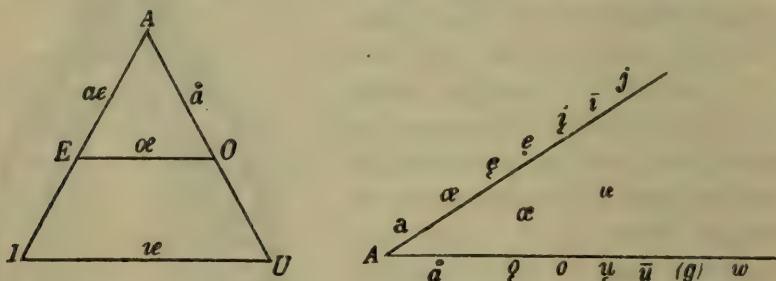


Fig. 16.

Man stelle sich nun selbst alle Vordergaumenlaute (Vokale und Konsonanten) sowie alle Hintergaumenlaute (Vokale und Konsonanten) zusammen.

Neben der Vokalbildung mit Spannung des Gaumensegels steht die Vokalbildung mit schlaffer Haltung des Gaumensegels. Da nun die Luft zum Teil durch die Nase entweicht, ergibt sich natürlich eine Modifikation des Vokallanges: der so gebildete Vokal klingt nasal. Das Hochdeutsche vermeidet nasale Vokale, aber die Dialekte kennen sie (*mēi* = mein, *Mā* = Mann), französisch *un* (= *œ*), *jeun*, *vin*, *an*, *on*, *montant* (= *mõtā*) usw. Indem wir das Nasensegel senken, senken wir auch Zunge und Kehlkopf; der nasal gesprochene Vokal wird also tatsächlich tiefer im Munde gebildet als der reine (orale, d. h. nur durch den Mund gesprochene). Wir sehen an der Reihe der Vokale im Dreieck, wie die Artikulation stufenweise fortschreitet; auf der einen Leiter von *a* bis *i* hebt sie sich vorn, indem vom *ä* angefangen fortwährend alle beteiligten Organe mehr gespannt werden, wenn ein *æ* gesprochen werden soll; und weiter steigt die Muskelspannung für die Bildung des *ø*, des *e*, des *i*, des *j*. In demselben Verhältnis steigt sie auf der anderen

Leiter bei der Bildung von a zu o, zu o, zu u, zu u. Je höher im Munde ein Laut gebildet wird, desto größer ist die dazu erforderliche Muskelspannung. Daher unterscheidet man zwischen gespannten und ungespannten Vokalen, die im übrigen in (annäherndst) gleicher Organstellung gebildet werden, also z. B. zwischen gespanntem und ungespanntem a; gespanntes a = A (Ahl), ungespanntes a = a (frz. âme). Im Deutschen ist der Unterschied zwischen gespanntem und ungespanntem a nicht vorhanden. Stärker ist der Unterschied der Spannung zwischen dem a in Ahl und in Mann. Dies letztere a steht auf der Stufenleiter zwischen a und æ. Bei A ist der Mund am weitesten geöffnet, die Zunge am meisten der Ruhelage genähert, die Spannung also am geringsten (vgl. oben). Je mehr wir nun mit der Hebung der Zunge und der Spannung aller anderen Organe fortfahren, desto enger wird der Mundkanal, desto geschlossener klingen also auch die Laute. Man hat daher für die Bezeichnung gespannte und ungespannte Vokale auch die: geschlossene und offene. Man spricht also

vom offenen (ungespannten) und geschlossenen (gespannten) e
(hätte — Schnee),

vom offenen (ungespannten) und geschlossenen (gespannten) i
(hinten — Biene),

vom offenen (ungespannten) und geschlossenen (gespannten) o
(konnte — Mond),

vom offenen (ungespannten) und geschlossenen (gespannten) u
(Hund — Uhr).

Im Neuhochdeutschen ist in freier Silbe (d. h. in einer Silbe, die mit Vokal schließt) der Vokal stets gespannt: le-sen, Büh-ne, Ga-be, ich ge-be usw.; in gedeckter Silbe hingegen (d. h. in einer Silbe, die mit Konsonant schließt) ist der Vokal in der großen Mehrzahl der Fälle ungespannt: bald, Gar-ten, Gärt-ner, Man-tel, Bür-ste, es-sen, ken-nen, Lip-pe usw. Wo der Vokal gespannt bleibt, trotzdem er vor mehrfacher Konsonanz steht, liegen besondere Gründe vor, auf die hier nicht eingegangen werden kann (vgl. lebt, Fahrt, Wüste usw.). Hierüber gibt die Geschichte der Sprache Auskunft.

Die hier angegebenen Laute sind nur die Hauptpfeiler der Lautreihen, die es tatsächlich gibt. Jede kleinste Veränderung der Organstellung kann einen Unterschied der akustischen Wirkung erzeugen; freilich machen wir nicht von allen uns möglichen Organstellungen Gebrauch. Große Reihen von Lauten sind in jeder einzelnen Sprache nicht vorhanden. Eine Zusammenstellung der Laute, die in den Hauptkultur-

sprachen verwendet werden, ergibt 95 Vokale und 128 Konsonanten. In diesen Zahlen sind also z. B. Schnalzlaut u. ä., wie kleine Kinder sie hervorbringen und wie sie mehreren Neger Sprachen eigen sind, nicht inbegriffen.

Die Schrift wird diesen verschiedenen Lauten nicht gerecht. Wir verwenden dasselbe Zeichen für so verschiedene Werte als das o in Gott und Not, Männer — sähen. Umgekehrt verwenden wir oft mehrere Zeichen für an sich gleiche Werte, z. B. Männer — kennen. Dies darf uns aber nicht beirren, die Laute nach dem Gehörseindruck zu beurteilen, die gleichen als gleich und die verschiedenen als verschieden zu erkennen und entsprechend zu bilden.

Wir schreiben z. B. auch fälschlicherweise doppeltes t, p, b usw., um anzudeuten, daß wir bei einer Lautung lang verweilen. tt, pp usw. bedeutet nicht, daß wir zwei t, zwei p aussprechen; das hieße einen t-Verschluß bilden, aushalten und öffnen (so daß die Explosion hörbar wird) und dann von vorn anfangen: einen neuen t-Verschluß bilden usw. Vielmehr bilden und öffnen wir den Verschluß nur e in mal, halten ihn aber so lange Zeit aus, als die Bildung von zwei Lauten erfordern würde. Da sich in dieser langen Verschlußzeit viel Luft hinter dem Verschluß angesammelt hat, erfolgt die Explosion mit größerer Kraft, als wenn der Verschluß kurz gehalten wird. Daher kommt das lang gehaltene t usw. kräftiger heraus als das kurz gehaltene. Man macht sich den Unterschied zwischen wirklich doppelt gesprochenem t usw. und langem t usw. am besten klar, wenn man etwa vergleicht: er hat Tee — er hatte, er gab Peter — schnappe, er gab Bücher — Krabbe usw.

Nicht anders ist es bei l, r, s usw. Man kann die Stellung, die sie erfordern, lang oder kurz einhalten. Bei l und r wird dies in der Schrift angedeutet: Schall — schal, Karren, Narr — fahre, fuhr, bei s nicht immer: daß und das (*Kleid*) klingen tatsächlich gleich.

Bisher ist nur von einfachen Lauten die Rede gewesen, außer bei sch. Es gibt auch unter den Vokalen zusammengesetzte

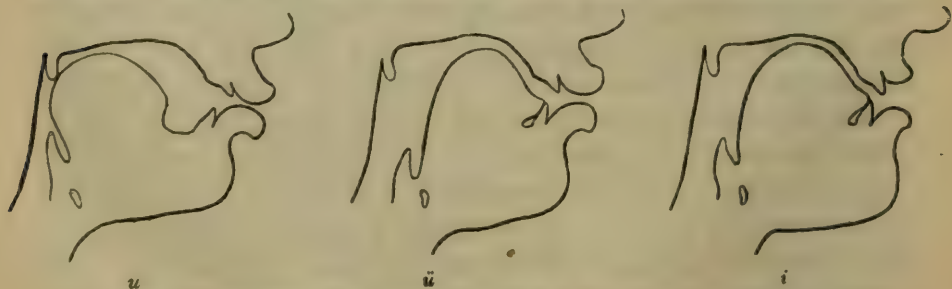


Fig. 17. Lautbilder für die Vokale u, ü u. i in norddeutscher Aussprache.

Laute, in denen nämlich die Stellung zweier Laute gleichzeitig eingenommen wird; das sind vor allem die Laute ö und ü. Ein ö kommt zustande, wenn wir die Zungenstellung des e (resp. i) einnehmen,

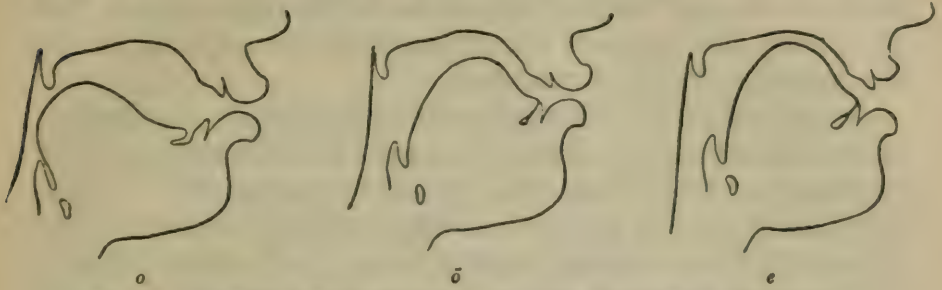


Fig. 18. Lautbilder für die Vokale o, ö u. e in norddeutscher Aussprache.

Kehlkopf und Lippen aber in der o-Stellung halten. Beim ü ist die Zunge in der i-Stellung, Kehlkopf und Lippen in der u-Stellung.

ö und ü sind zusammengesetzte Laute und zu scheiden von den Doppellauten (Diphthongen) ai, au, ei, eu, oi. Dies sind je zwei Laute, die sehr rasch hintereinander gebildet werden, so daß ihre Klangwirkung verschmilzt. Erst a dann i, erst a dann u usw. Im Laufe der Zeit kommt man nun dazu, die Stellung des i oder u schon ein wenig voranzunehmen, so daß z. B. bei au die Lippen und der Kehlkopf schon in die u-Stellung treten, während die Zunge noch in der a-Stellung liegt. Hierdurch wird das a eine sehr tiefe enge Aussprache erhalten und man wird o hören. Tatsächlich sprechen z. B. die Ostpreußen und auch die Polen au mehr wie o und im Französischen ist im Laufe der Jahrhunderte aus au o geworden. Die Schrift gibt noch immer au; im frühen Mittelalter wurde es auch noch au ausgesprochen, z. B. beaupère, chevaux.

Eine besondere Rolle in der Sprache spielt die Behandlung der Stimmbänder beim Ansatze der Wörter und Silben, der sogenannte Vokaleinsatz oder Ateinsatz. Je nachdem wir nämlich die Stimmbänder früher schließen, ehe wir die Mundstellung bilden, oder erst nachher, entweicht der Luftstrom aus dem Kehlkopf mit einem kleinen Explosionsgeräusch oder nicht. Die Norddeutschen bilden den kräftigen Stimmbandverschluss und daher hören wir bei ihnen die scharfe Silbentrennung Ver-ein, Er-innerung, der-Adler; die Österreicher haben schwachen Vokaleinsatz; es wird daher in solchen Fällen kein Atemstoß hörbar (Ve-rein, de-r Adler). Ebenso sprechen die romanischen Völker.

Die Stimmbandspannung ist auch maßgebend für die Klangwirkung der Konsonanten; öffnet man die Stimmrinne weit nach

der Explosion des Verschlusslautes, so stürzt die Luft mit hörbarem Hauche nach. So sprechen Norddeutsche und besonders Engländer ihr t, k, p: t^hat^h, k^hampf^h, P^host^h (Fortes-Konsonanten). Die Süddeutschen wie die Romanen öffnen die Stimmritze nach dem Verschluss nicht oder nur sacht und so hört man keinen Hauchlaut nach der Explosion (Venues-Konsonanten).

Indem wir erst den einen Laut aussprechen und dann die Stellung zu irgendeinem anderen Laut bilden, passieren die einzelnen Organe verschiedene Zwischenstellungen, so daß, wenn man den Übergang entsprechend langsam macht, eine Reihe von Zwischenlauten oder Übergangslauten gehört werden kann. Z. B. beim Übergang von u zu e wird ein w hörbar; das kommt daher, daß die Zunge noch in der u-Stellung ist, während die Lippen aus ihrer rundlichen Öffnung in die spaltförmige zur e-Bildung schreiten. Durch die Spaltöffnung reibt sich nun die Luft wie beim w und wir vernehmen zwischen dem deutlichen u und dem reinen e einen Übergangslaut; oder zwischen e — a, i — a wird j hörbar. So gibt es Leute, die sehr deutlich Thejater, Marija, neuje sprechen oder singen, sogar auf der Bühne kann man dergleichen hören, wenn sehr kräftig akzentuiert und dabei nicht mit entsprechender Reinheit artikuliert wird.

In vielen Fällen ist es gradezu schwer, keinen Übergangslaut hören zu lassen; so zwischen m — l, m — r, n — l, n — r, vorausgesetzt, daß das r mit der Zunge ausgesprochen wird. So z. B. die wienerischen Verkleinerungsausdrücke mit -el an Wörtern mit n-Stamm, wie Wanne, Pfanne, Henne usw.; man bildet Henn-(e)l, Pfann-l, Wann-l, mit Unterdrückung des Vokals, also Zusammenrückung der beiden Konsonanten; wie die Zunge nun von der n-Stellung zur l-Stellung übergeht, kommt sie in die d-Stellung. Vgl. die Fig. 7, 5 und 13. Das ergibt sich aus dem oben (S. 11) Gesagten eigentlich schon von selbst: um von der n-Stellung in die l-Stellung zu gelangen, muß erstens das Gaumensegel geschlossen, zweitens die Zunge von den oberen Zahnscheiden weggezogen werden. Hierdurch wird aber ein Verschluss gelöst und da das Gaumensegel schon gehoben ist, hören wir eine d-Explosion in der Sekunde, in der die Zunge ihre n-Stellung aufgibt, um in die l-Stellung zu kommen (Pfandl, Hendl). Es erfordert für uns besondere Aufmerksamkeit, um von n aus l und r zu bilden, ohne daß ein d hörbar würde. In vielen Fällen sind diese Übergangslaute auch in der Schriftsprache durchaus eingebürgert: Fähndrich aus Fahn-rieh, Heindrich usw. Im Französischen z. B. ist vendredi aus lateinischem Veneris dies entstanden,

durch Zusammenrücken des *n* — *r*. Ganz ebenso erklärt es sich, daß nach *m* vor *l* und *r* ein *b* hörbar wird. Da es sich beim *m* um eine Bildung der Lippen handelt, ist auch die Explosion, die beim Verlassen der Stellung hörbar wird, natürlich an den Lippen bewirkt; es ist die Öffnung eines Lippenverschlusses. *b* verhält sich zu *m* wie *d* zu *n*. Schloß Amras bei Innsbruck wird Ambras gesprochen und oft so geschrieben. Lat. camera wird im Französischen zu chambre u. a.

Auch zwischen *m* — *t* kann sich ein Übergangslaut entwickeln; der Natur des *m* entsprechend natürlich ein Lippenlaut, und zwar der Art des *t*-Lautes entsprechend, ein gespannter Laut: also *p*; kompt für komm(e)t. Lat. emptus zum Verb emere. Zwischen *n* — *sch* wird gelegentlich *t* hörbar: Mensch: zwischen *m* — *f* wieder *p*: Triumph.

Die Übergangs- oder Gleitlaute sind Laute, die wir nicht absichtlich bilden, sondern die unwillkürlich zu Gehör kommen. Wir wenden vielmehr unsere Aufmerksamkeit darauf, keine hören zu lassen. Bei deutlichem, sauberem Artikulieren werden die Übergangstellungen so rasch verlassen, daß keine Lautbildung hörbar wird. Je mehr die Übergangstellungen sich geltend machen, desto unordentlicher und undeutlicher klingt die Rede.

II.

Die tatsächliche Hervorbringung der Laute (Lautpsychologie). Sprechen und Hören, Lesen und Schreiben.

Wir haben uns bis jetzt mit der rein physiologischen Seite der Sprache beschäftigt; wir haben gesehen, auf welche Weise, durch welche Verwendung der verschiedenen körperlichen Organe Laute entstehen können, gerade so wie auf einem Musikinstrument durch bestimmte Handgriffe Töne erzeugt werden. Damit haben wir uns aber nur die Möglichkeit der Lautbildung klar gemacht, nicht die Lautbildung selbst. Denn wenn wir Laute wirklich hervorbringen sollen, so genügt es nicht, daß alle unsere Sprechorgane in Ordnung sind und gut funktionieren, es ist auch eine **geistige Tätigkeit** dazu erforderlich.

Wir unterscheiden nämlich in uns 1. rein körperliche (physische) Vorgänge, z. B. Stoffwechsel (das Verdauen der Nahrung, Ausscheidung der im Organismus nicht verwendbaren Stoffe, Aufsaugung der verwendbaren und Umwandlung in Muskeln, Fett, Blutkörperchen usw.) und 2. seelisch-körperliche (psychophysische), z. B. alle Körperbewegungen, darunter also auch die Bewegungen der Sprechorgane. Die Veränderung der Lage im Raum,

z. B. des Armes, ist etwas Physisches. Aber um den Arm aus einer Lage in eine andere zu bringen, bedarf es eines psychischen Anstoßes. Der Arm kann sich nicht aus sich selbst bewegen, er muß vom Gehirnzentrum aus geleitet werden. Ob ich aber den Arm bewege oder die Zunge oder das Gaumensegel, das ist natürlich im Prinzip ein und dasselbe. Alle Bewegungen werden durch Muskeln ausgeführt; aber der Muskel allein bewirkt unsere Beweglichkeit nicht. Die Bewegungsfähigkeit liegt in den Nerven, die die Absicht der Bewegung vom Zentrum aus an die Punkte des Körpers leiten, wo die Bewegung vorgenommen werden soll. Diese Zuleitung der Bewegungsabsicht durch die Nerven nennt man **Innervation**. Ohne Innervation bleibt auch der gesündeste Muskel unbeweglich; wo also die Nervenzuleitung durch einen Krankheitsfall unterbrochen ist, sind wir lahm, auch wenn die betreffenden Muskeln ganz gesund sind. Andererseits wird natürlich die beste Nervenleitung keine Erfolge erzielen, wo etwa der Muskel durchschnitten ist.

Alle unsere Bewegungen gehen also auf Nerventätigkeit zurück. Die Nerven laufen in dickeren und dünneren Fäden und Strahlen von den einzelnen Muskeln aus in einem Zentrum zusammen, von dem aus die Bewegung des betreffenden Muskels geregelt wird. Die Bewegung jedes Gliedes wird von einem Zentrum aus innerviert; z. B. haben wir je ein Nervenzentrum für die Bewegung der Arme, der Beine, der Augen usw. Ein solches Nervenzentrum heißt ein motorisches (Bewegungs-) Zentrum. So besitzen wir auch ein motorisches Sprachzentrum, von dem aus alle Sprechwerkzeuge in Bewegung gesetzt werden. Unsere Nervenleitung ist aber noch viel reicher. Während die eine Gruppe von Nerven unsere Absicht an die betreffenden Punkte leitet, wo diese Absicht ausgeführt werden soll, vermitteln andere jeden Eindruck, jeden Reiz, der von außen auf irgendeinen Punkt des Körpers ausgeübt wird, dem Zentrum. Unsere Nervenleitung vergleicht sich der doppelten Schienenleitung einer Eisenbahn. Auf dem einen Schienenpaar wird die Fahrt in der Richtung A — B gemacht, auf dem anderen in der Richtung B — A. Die Nerven, die aus dem motorischen Zentrum in die Muskeln gehen, nennen wir motorische; sie lösen Bewegung aus. Die Nerven aber, die aus den verschiedensten Punkten des Körpers, von der Haut usw., ins Zentrum gehen, nennen wir sensorische; sie lösen Empfindung aus. Der Dienst der beiden Nervenleitungen ist also nicht der gleiche. Auch haben die sensorischen Nerven, um sich so auszudrücken, ihre eigene Betriebsstelle.

Die sensorischen Nerven jedes Körperteils laufen in ein eigenes Zentrum zusammen, das wir das **sensorische** (Empfindungs-) **Zentrum** nennen. Jedem motorischen Zentrum entspricht ein sensorisches, so wie in einer Telegraphenstelle dem Aufgabeapparat ein Aufnahmeapparat zugesellt ist, wenn die Verbindung voll hergestellt sein soll. Das motorische und das sensorische Zentrum liegen allemal sehr nahe beieinander; sie stehen durch das **Bewußtseinszentrum** untereinander in Verbindung. Die von außen kommende Empfin-

M1 das motorische Sprachzentrum.
 M2 das motorische Schreibzentrum.
 S1 das sensorische (akustische) Sprachzentrum.
 S2 das sensorische (visuelle) Sprachzentrum.



Fig. 19. Einseitige Großhirnhälfte mit den Sprech-, Hör- und Schreibzentren.

ding wird also ins sensorische Zentrum geleitet, kommt ins Bewußtsein und von da wird das motorische Zentrum zur Tätigkeit gereizt; z. B.: ich empfinde eine Fliege auf der Hand. Die Empfindung kommt von der Hautstelle auf der Hand ins sensorische Zentrum, von da ins Bewußtseinszentrum, und von dort wird im motorischen Zentrum die Absicht der Bewegung ausgelöst, durch die ich die Hand schüttele. Für die Sprache ist der Sitz des motorischen und sensorischen Zentrums auf der linken Hirnseite nachgewiesen. Etwas oberhalb der dritten linken Stirnwindung des Gehirns, links von der Sylvischen Furche, liegt das motorische Sprachzentrum, etwas unterhalb, rechts von der Furche, das sensorische. Die sehr wichtige Entdeckung, wo der Sitz unserer Sprechfähigkeit im Gehirn zu lokalisieren ist, verdanken wir dem französischen Gelehrten Broca, weshalb die dritte Stirnwindung auch die Brocasche Windung genannt wird. Ehe wir auf die Wechselwirkung von motorischem und sensorischem Zentrum im Sprachleben eingehen, betrachten wir gesondert den Wirkungskreis eines jeden.

I. Motorische Sprachvorgänge. Damit sich ein Organ in Bewegung setze, damit es eine der im ersten Kapitel besprochenen

möglichen Stellungen einnehme, muß aus dem motorischen Zentrum der Reiz in das betreffende Organ gelangen, es muß aus dem Zentrum innerviert werden. Wenn wir also ein p aussprechen wollen, so werden zuerst Brustkorb, Zwerchfell, Bauchmuskeln innerviert zum Auspressen des nötigen Luftstroms; es erfolgt die Innervation des Kehlkopfes, des Gaumensegels, der Weichteile um den Gaumen und der Lippen, wodurch der Verschuß zustande kommt, ferner die Innervation zur Öffnung des Verschlusses, wodurch die Explosion stattfinden kann. Um eine Vorstellung zu gewinnen, wie viele Muskel- und Nervenfasern beim Bilden eines Lautes in Mitleidenschaft gezogen werden, sei erwähnt, daß für die Bildung eines m die Tätigkeit von etwa 10 000 Muskel- und Nervenfasern ausgerechnet wurde. Bedenkt man nun, welch unendlich kleiner Zeitteil erforderlich ist, um die Absicht einer Lautbildung zur Ausführung zu bringen, so wird man zugestehen müssen, daß der Sprechapparat mit Präzision arbeitet. Aber noch mehr. Während wir den einen Laut aussprechen, haben wir schon die Absicht, einen anderen zu bilden, und bereiten alles für die Ausführung vor. Wir sprechen z. B. 'Blase'. Während wir die b-Explosion ausführen, stellt sich die Zunge schon in die l-Stellung usw. Wir haben den Vorsatz, eine Reihe von Lauten auszusprechen, und richten daher von vornherein alles so ein, daß die Artikulation möglichst rasch, bequem und leicht vonstatten gehe. Wollen wir 'Kirche' sagen, so wird der Hintergaumenverschluß für k stark nach vorn geschoben, damit die Zunge dann rasch zum i gelangen kann; wollen wir 'Kuchen' sagen, bleibt der Verschluß für k weit rückwärts, weil ja das u selbst rückwärts gebildet wird; nun artikulieren wir das ch auch noch weit hinten, und erst zum e schieben wir die Zunge mehr nach vorn. Da wir überhaupt nur selten einen Laut allein sprechen, sondern stets Reihen von Lauten, können wir genau genommen gar nicht sagen, daß ein Laut „an sich“ einen bestimmten Klang habe und nur in einer bestimmten Stellung gebildet werden könne: ein ch an sich gibt es in der gesprochenen Sprache gar nicht, sondern ein ch in der oder jener bestimmten Umgebung von Lauten, und da hängt es allemal von den vorhergehenden und nachfolgenden Lauten ab, wo wir dieses ch bilden. So ist es auch bei allen übrigen Lauten. Wir bedenken stets bei der Organstellung für einen Laut zugleich den folgenden. Daher kommt es, daß wir die Organstellung für den Laut, den wir zuerst bilden wollen, nicht immer rein festhalten. Die Innervation sei z. B. für 'haben' gegeben; da wir das e nicht aussprechen, so

gehen die Organstellungen vom b gleich zum n über. Aber wir bilden im täglichen Leben in diesem Falle durchaus nicht immer ein klares n; wir bewegen zwar das Gaumensegel, nachdem wir den b-Verschluß gelöst haben, so daß ein Nasenlaut zustande kommt, aber wir machen nicht den Zungenverschluß an den Zähnen, sondern verharrten einfach beim Lippenverschluß, der vom b aus der bequemste ist; und so hört man nicht n, sondern m: habm. Im Dialekt geht dieses Angleichungsbestreben noch weiter: wienerisch ham statt haben. Hier ist der b-Verschluß gar nicht geöffnet, sondern nur das Gaumensegel herabgelassen. Und schließlich wird gar keine b-Stellung mehr eingenommen, sondern von vornherein nur die m-Stellung gebildet, d. h. nach der Artikulation des a wird sofort das Gaumensegel gesenkt und die Lippen bleiben geschlossen. Eine noch weitergehende Angleichung sehen wir im wienerischen *fahr'm'r* = fahren wir. Die Vorstellung des w (Lippenlaut) ist schon wirksam, während das r gebildet wird, insolgedessen wird zuerst die n-Stellung modifiziert: man gleicht sie dem kommenden w an; so entsteht m. Dann vernachlässigt man die Bewegungen, die nötig sind, um von m zu w zu gelangen (Hebung des Gaumensegels, kleine Hebung der Hinterzunge, spaltförmige Öffnung der Lippen) und es entsteht ein gedehntes m. Solche Angleichungen finden sich allerorten in der gesprochenen Sprache; die Schrift nimmt nicht immer davon Notiz. Wir schreiben lebhaft, lebt mit b, so wie lebe, Leben. Aber wir sprechen weder vor h noch vor t ein b, sondern die Stimmriße öffnet sich gleich nach dem e, nimmt also schon beim b die Stellung ein, die sie fürs t resp. h braucht. So kommt natürlich p zu Gehör (vgl. oben S. 10). Im Auslaute der Wörter sagen wir ebenfalls kein d, b, g, sondern die Stimmriße neigt immer schon während der Artikulation des letzten Konsonanten zu der ruhigen Atemstellung, also zur Öffnung; die Stimmbandspannung läßt nach; man hört daher t, p, k: Tag, Rad, ab klingen tatsächlich wie Täk, Rät, ap. Aber in sehr vielen Fällen wird die Form so, wie sie wirklich klingt, in die Schrift aufgenommen: am ist aus an dem entstanden, wie wienerisch ham aus haben usw.; empfangen, empfinden gehen auf früheres ent fangen, ent finden zurück. Es wurde also ent f- zunächst ausgeglichen zu em f-, und dann entwickelte sich der Gleitelaut p zwischen m und f. Wenn nämlich die Lippen vor der m-Stellung zur f-Stellung gehen sollen, so müssen sie geöffnet werden; da nun das Gaumensegel für f gehoben wird, so dringt natürlich Luft aus dem Munde, in dem Augenblicke, wo die Lippen sich beim Verlassen

der m-Stellung öffnen. Wir haben die Öffnung eines Verschlusses und da die Stimmriße für das f geöffnet ist, hören wir p. Die Reihenfolge der Veränderungen bei der Entwicklung von entf- zu empf- sei nun noch einmal festgestellt. Stellung für n: Lippen spaltförmig geöffnet, Zunge an den Zähnen, Gaumensegel schlapp, Stimmriße geschlossen; von n zu t: Lippen bleiben unbewegt, Zunge bleibt an den Zähnen; Gaumensegel wird gehoben, Stimmriße geöffnet; von t zu f: Zunge öffnet Verschluss (t-Explosion) und senkt sich, Gaumensegel bleibt gehoben, Stimmriße bleibt geöffnet. Die Lippen sind einander genähert, so daß die Unterlippe die Oberzähne berührt. Nun erfolgt der Angleichungsprozeß: in der Absicht, das f zu sprechen, wird die ganze Artikulation von den Zähnen an die Lippen verlegt. Statt des an den Zähnen gebildeten Nasenlautes wird der entsprechende Lippenlaut gebildet. Nun ist der Verschluss an den Lippen, die Zunge bleibt ganz aus dem Spiele. Das Gaumensegel wird erst gehoben, dann die Stimmriße geöffnet. So entsteht mpf.

Wir haben auch Angleichungserscheinungen zwischen Lauten, die nicht unmittelbar aufeinander folgen. Eine weitverbreitete sprachliche Erscheinung ist der Umlaut, d. i. die Veränderung in der Aussprache einer Silbe, die dadurch bewirkt wird, daß man schon an den Vokal der folgenden Silbe denkt. So z. B. wird althochdeutsch ubil zu übel. Das erklärt sich so: die Absicht, das i zu artikulieren, ist schon in der dem i vorausgehenden Silbe so sehr im Vordergrund, daß die Innervation zum i vorausgenommen wird in der Silbe, in der das i noch gar nicht vorkommt, sondern das u zu sprechen ist. Man nimmt die i-Stellung mit der Zunge schon ein, während die anderen Organe in der u-Stellung begriffen sind. Dadurch entsteht, wie wir S. 21 gesehen, ü. Und so kommt es, daß wir jetzt Übel sagen. Ebenso sagten unsere Alvordern schoni, woraus im Laufe der Zeiten auf die eben angegebene Weise unser schön entstand; oder an(g)sti (der Plural zu Angst) wurde zu Ängste; angi zu eng; die alten Komparativformen altisto, hohista (sprich hoch-) usw. zu älteste, höchste usw.; zu sluz = Schluß ist die Ableitung sluzzil = Schlüssel.¹⁾

Wir sehen, es gibt Angleichungen, die bei bestimmten Wörtern immer wieder eintreten, weil sie eben durch die Lautfolge dieser Wörter selbst hervorgerufen sind. Wenn sie nun eine gewisse Zeit hindurch immer wieder gemacht werden, wenn sie sich gewohnheitsmäßig einstellen, so wird die Veränderung der Aussprache

1) Die Veränderung der auslautenden Silben (z. B. von i zu e usw.) ist ein späterer Vorgang.

solcher Wörter stehend, so daß man sie schließlich nur noch mit der Angleichung der Artikulation ausspricht, wie z. B. schön, übel oder die oben besprochenen Dialektformen wie ham usw.

Aber es gibt Angleichungen, die nur von Fall zu Fall gemacht werden. Z. B. wenn in einem Satze zufällig zwei Wörter zusammenreffen, deren eines mit -t schließt, das andere mit d- beginnt, z. B. da hast du, so kommt es in rascher, nachlässiger Rede häufig vor, daß wir den Verschluß des -t nicht öffnen, sondern die Zunge gleich in der Stellung lassen für das d. Solange ich den Verschluß nicht öffne, hört man natürlich nichts; je länger ich den Verschluß halte, desto länger wird die Sprechpause. In unserem Falle wird da has(t) du so gesprochen, daß die Zunge so lange Zeit an den Zähnen liegen bleibt, als die Bildung des ganzen t und d in Anspruch nehmen würde. Sie bleibt still, statt sich von den Zähnen wegzuziehen und dann sofort wieder hinzulegen. Aber nicht alle Organe bleiben müßig: der Unterschied zwischen t und d liegt in der veränderten Spannung der Muskeln und der Stimmbänder (vgl. oben S. 11), und diese Veränderung der Spannung wird vorgenommen. Wir setzen nach dem s (von hast) mit einem t ein, aber wenn wir den Verschluß lösen, haben sich inzwischen alle Muskeln zur Aussprache des d eingestellt, und so kommt bei der Explosion ein tönender Laut heraus. Diese Stellungsänderung ist also während der Sprechpause bei dem zufälligen Zusammentreffen von hast du vor sich gegangen; wenn aber hast nicht vor d steht, sondern vor irgendeinem anderen Laut (du hast Brot, hast einen Hut usw.), so wird das t immer voll artikuliert; es ist ein Zeichen von nachlässiger Rede, es nicht auch da voll zu bilden, wo der nachfolgende Laut zur Vereinfachung der Artikulation einladet.

Es gibt aber Angleichungserscheinungen in noch weiterem Sinne: hier handelt es sich nicht mehr um die abweichende Artikulation des eben auszusprechenden Lautes, sondern um die Vorausnahme, die Früherbildung eines Lautes, der eigentlich erst später an die Reihe kommen soll. Ich will sagen: im Kasten drin und sage: im Krasten, weil ich das drin besonders im Sinne habe und also schon in Gedanken bei der Bildung dieser Lautfolge bin. Ich will sagen: ich werde das Buch holen und sage das Boch u. ä. Wenn uns etwas derartiges einmal begegnet, so nennen wir es Versprechen. Es kommt aber vor, daß eine Versetzung der Laute gewohnheitsmäßig wird und das ganze Wort dann in der veränderten Gestalt weiter lebt.

In allen bisher geschilderten Vorgängen haben wir es mit Angleichungserscheinungen zu tun (Assimilation).

Die Vorstellung eines Lautes kann aber noch in anderer Weise auf den eben in der Bildung begriffenen Laut wirken: gesetzt, es soll zweimal derselbe Laut ausgesprochen, zweimal dieselbe Organstellung eingenommen werden, so stellt sich mitunter eine Art Widerwille gegen diese Wiederholung ein und man bildet statt dessen den einen Laut mit irgendeiner Veränderung der Organstellung oder man verwendet andere Organe. Wir haben es mit einer **Ungleichmachung (Dissimilation) der Artikulation** zu tun. So z. B. wird es uns schwer, den Scherzsaß: Fritz frißt frische Fische zu sagen, wegen der fortwährenden Wiederholung: fr-z, fr-s, fr-sch. Die Zunge kann der Sprechabsicht nicht ohne weiteres genügen. Sie „entgleist“. Im Worte Vogel ist eine solche Ausweichung der Zunge stehend geworden: denn Vogel gehört zu fliegen — flog — geflogen — Flug — Flügel — flügge und sollte also eigentlich Flogel lauten. Aber weil die Ableitungssilbe ein l enthält, ist das l in der Stammsilbe vernachlässigt worden. Die Dissimilation geht in diesem Falle bis ans Äußerste, bis zur völligen Unterdrückung der unerwünschten Artikulation.

Eine Ungleichmachung im buchstäblichen Sinne ist z. B. Barbier statt Barbier zu lat. barba Bart; Marmel zu lat. marmor, Knoblauch aus Klobelauch.

Im ganzen erkennen wir also ganz deutlich bei all diesen Vorgängen, in welcher Weise vom motorischen Zentrum aus die Organbewegungen bewerkstelligt werden. Während die eine Bewegung zur Ausführung gelangt, erfolgt die Innervation für die nächste und wenn ein Wort schon besonders stark im Bewußtseinszentrum ist, so wird es vor seiner Zeit ins motorische Zentrum und von da zur Innervation gelangen: wir sprechen mitunter ein ganzes Wort irgendwo aus, wo es dem Zusammenhang nach nicht hingehört, eben weil wir lebhaft daran gedacht haben.

Wir sind im allgemeinen so aufmerksam bei der Bildung der Laute, daß wir jeden richtig an seinem Platze aussprechen, und fordern es von geistig geschulten, gesunden Menschen, daß sie ihre Aufmerksamkeit so weit auf das Sprechen konzentrieren, als es zu deutlichem, fehlerlosem Sprechen nötig ist.

Eine der wichtigsten Äußerungen des motorischen Sprachzentrums ist die Wirkung auf den Ate mstrom. Je nachdem wir etwas als wichtig oder unwichtig empfinden, sprechen wir es mit größerem oder geringerem Nachdruck. Das bedeutet aber nichts anderes, als daß wir den Thorax zu energischerer Tätigkeit innervieren, und unser ganzes Sprechen gestaltet sich rhythmisch durch die Art der Hervorhebung, resp. Nicht Hervorhebung der einzelnen Redeteile.

Wir können diese Hervorhebung auf dreifache Weise bewirken: durch den Ton (vgl. S. 47), durch die Dauer und durch die Stärke des Atemstromes. Wir Deutsche kennen zwar auch Abwechslung durch Dauer, indem wir einzelne Silben kurz, andere lang sprechen, einzelnes zu besonderem Nachdruck dehnen, also recht absichtlich lang auf einem Laut oder einer Silbe verweilen, anderes „verschluden“, aber die der deutschen Sprache eigentlich gewohnheitsmäßige rhythmische Gliederung wird durch die Verstärkung resp. Schwächung des Atemdruckes bewirkt. Das Deutsche ist eine akzentuierende Sprache. Wir unterscheiden Rede (Wort)teile, in denen wir den Schall verstärken, von solchen, in denen wir den Schall abschwächen.

Wo der Schall seine größte Stärke erreicht, da ist ein Schallgipfel. Unter Silbe versteht man die Artikulationsfolge, die sich um einen Schallgipfel gruppiert. *B. B. Le-ben* hat zwei Schallgipfel, also zwei Silben. Es ist nicht gesagt, daß der Schallgipfel einer Silbe allemal ein Vokal ist; wir sagen nicht *Lébén*, sondern *Lebn*; der zweite Schallgipfel liegt im *n*. Jedes Wort hat so viele Schallgipfel als Silben; aber diese Schallgipfel sind nicht gleich stark. Die Silbe, die mit dem größten Nachdruck gesprochen wird, hat den Akzent; *Le-in Lébn*. In mehrsilbigen Wörtern verwenden wir den Atemstrom in so wandelnder Stärke, daß wir von Haupt- und Nebenantzen reden: ¹Enthalt⁴samkeit. ²1 = ist ohne allen Nachdruck, ³2 = mit sehr geringem, ⁴4 = mit dem Haupt-, ³3 = mit dem Nebenantzen gesprochen. Abgesehen von diesem gewohnheitsmäßigen (ererbten) Akzent verwenden wir aber noch den gelegentlichen affektischen, wenn wir nämlich im Verlaufe der Rede irgendeiner Silbe ganz besondere Aufmerksamkeit verschaffen wollen: Das hieße die Sache nicht über-, sondern unterschätzen (während der gewohnheitsmäßige Akzent unterschätzen ist). In solchen Fällen innervieren wir also den Thorax zu besonderer Leistung schon am Anfang des Wortes, so daß die sonst mit dem größten Atemdruck bedachte Silbe nun schwächer herauskommt. Es liegt im Wesen der Hervorhebung durch den Akzent, daß neben der stärksten akzentuierten Silbe stets die schwächste akzentuierte liegt, die daher im Verlaufe der Zeit eine Verminderung erfährt. Akzentuieren wir die vorletzte Silbe des Wortes, so verschluden wir die letzte: *geleb't*, *geschrieb'n*, *Neb'l*, *üb'r*. Im Süddeutschen wird die letzte Silbe, wenn sie nur aus einem Vokale besteht, ganz und gar vernachlässigt: *ich hab'*, *Helen'*, *meiner Seel'* usw. und beim Akzentuieren der letzten Silbe häufig die ihr unmittelbar vorhergehende: *g'sagt*, *g'rad'*. In vielen Wörtern ist die

Berkürzung überall durchgedrungen, so in glauben, das einst glauben gesprochen wurde, oder Gleise aus Geleise. Auch vernachlässigen wir die mittlere Silbe zwischen Haupt- und Nebenakzent: himmlisch ist aus himmel-isch entstanden, Wandlung aus Wandel-ung usw.

Im ganzen kann man sagen, daß wir höchstens drei Silben um einen Hauptakzent gruppieren, aber nicht mehr. Dann machen wir einen Nebenakzent. heitere Tage, lebende Wesen; aber für sich allein gesprochen würden heiterè, lebendè schon in sich selbst den Nebenakzent enthalten. Die Art und Weise, wie die Akzente verteilt werden, wechselt von Land zu Land. Im Französischen werden die Silben viel gleichmäßiger akzentuiert als im Deutschen, so daß eine mehr „schwebende“ Sprachbehandlung herauskommt.

Die rhythmische Heraushebung der Redeteile durch die Dauer (Quantität) besteht im regelmäßigen gewohnheitsmäßigen Wechsel von langen und kurzen Silben. Hier wird also zur Heraushebung die artikulatorische Stellung lang eingehalten. Das Altgriechische war eine quantitierende Sprache.

II. Das sensorische Sprachzentrum. Während die motorischen Nerven ermöglichen, daß wir selbst Sprachlaute äußern, bewirken die sensorischen, daß Sprachlaute in unser Bewußtsein kommen können. Die sensorischen Nerven vermitteln erstens die Empfindung unserer eigenen Bewegungen ins Zentrum. Nur wenn wir diese Empfindung im Bewußtsein haben, können wir die Bewegung rasch und leicht wiederholen. Wir müssen uns nämlich darüber klar sein, in welcher Lage ein Organ sich befinden muß, um eine bestimmte Wirkung auszuüben, dann können wir diese Wirkung rasch bewerkstelligen. Wir müssen das Lagegefühl haben, das Gefühl für die Lage der Organe in ihren verschiedenen Stellungen. Sonst gilt es, sie zu suchen; einem Kinde, das noch nicht sprechen kann, fehlt das Lagegefühl für die verschiedenen Organstellungen. Man rufe sich ins Gedächtnis, wie tausendmal ein Kind einen Laut lallt, seine Organe übt, bis es dazu gelangt, mit bewußter Absicht ein t oder m usw. zu sprechen.

Die sensorischen Nerven vermitteln uns zweitens aber auch das, was von außen zu uns gelangt. Für die Sprache kommt als Aufnahmestelle äußerer Eindrücke in erster Reihe das Gehör in Betracht. Der Vorgang ist so zu analysieren: sobald die Luftwellen in der Umgebung der Ohrmuschel in entsprechende Schwingungen geraten, versetzen sie ihrerseits das Trommelfell in Schwingungen und dieses durch Vermittlung der Gehörknöchelchen die Hörnerven und so kommt der Eindruck von etwas Gehörtem ins Hörzentrum. Damit

ist aber noch nicht gesagt, daß dies Gehörte auch wirklich schon als gehörter Sprachlaut empfunden würde. Nichts weniger. Das Gehörte muß erst ins Bewußtseinszentrum kommen und dort als Sprachlaut erkannt werden; dadurch, daß sich im Bewußtsein der Eindruck des Gehörten mit einer Vorstellung verbindet, empfängt der hörende Mensch, von dessen Seelenvorgängen wir eben reden, eine Mitteilung. Der Gehörseindruck erweckt nämlich in diesem Falle die Vorstellung, die der Hörende mit dem Laute zu verbinden gewohnt ist; er wird die Veranlassung, daß der Hörende sich etwas vorstellt. Wenn aber das Gehörte ein Unbekanntes, noch nie Vernommenes ist, so erweckt es keine Vorstellung im Hörenden, es erwächst also auch für ihn daraus keine Mitteilung, es ist für ihn kein Sprachlaut.

Nun kann jemand durchaus gesunde Ohren haben und dennoch nicht hören, was zu ihm gesprochen wird: wenn er nämlich nicht aufpaßt, nicht zuhört. Recht häufig kommen Schallwellen an unser Ohr und die sensorischen Nerven leiten sie bis ins Hörzentrum. Aber wenn unsere Aufmerksamkeit, unser Bewußtsein in einem anderen Punkte festgebannt ist, kommt dieser Gehörseindruck eben nicht in unser Bewußtsein, und dann haben wir ihn zwar tatsächlich gehört, aber nicht perzipiert (nicht ins Bewußtsein aufgenommen).

Um einen Sprachlaut vollständig zu verstehen, müssen wir ihn selbst nachbilden. Wir empfangen also vom sensorischen Zentrum her den Gehörseindruck, leiten ihn weiter, so daß die Vorstellung des Sprachlautes ins Bewußtseinszentrum dringt, veranlassen das motorische Zentrum, den Laut selbst nachzubilden, erhalten dadurch erst den vollen Eindruck des Sprachlautes im Zentrum und verknüpfen ihn nun mit der Vorstellung, die wir gewohnheitsmäßig mit dem betreffenden Sprachlaute verbinden (vgl. unten S. 41). Weil im Bewußtseinszentrum diese Verknüpfung der Eindrücke stattfindet, nennen wir es auch Assoziations- (Verknüpfungs- oder Verbindungs-) Zentrum. Da alles Sprechen als Trieb nach Mitteilung näher erklärt werden kann, so ist das Aufnehmen der Sprachlaute für die Sprache gerade so wichtig als das Hervorbringen. Denn wir würden nicht, ja viel mehr wir könnten nicht einmal Sprachlaute hervorbringen, wenn wir nicht selbst welche hörten und darauf rechneten, gehört zu werden. Sprechen ist ein sozialer Akt. So gut zum Geben zwei gehören, einer, der gibt, und einer, dem gegeben werden kann, so gehören auch zum Sprechen immer zwei, einer, der etwas äußert, und einer, der es auffaßt. Dem

scheint die Tatsache zu widersprechen, daß wir doch Selbstgespräche führen (laute und leise), und daß Kinder immerzu vor sich hinreden. Es scheint aber nur so. Die Ursache wird unten besprochen werden.

Wir haben eben gesehen, daß man mit gesundem Gehörorgan doch unter Umständen nicht „hört“ im vollen Sinne des Wortes, wenn man nämlich das Gehörte nicht „aufsaßt“. Ist durch irgendeinen Krankheitsfall die Nervenleitung an einem Punkte unterbrochen, so kann das Nichthören zum dauernden Zustande werden, das Ohr selbst sei so gesund, wie es wolle. Solche Kranke haben z. B. die Schallempfindung, aber sie können nicht sagen, wodurch der Schall (z. B. Glockenklang) erregt ist. Sie haben den Gehörseindruck eines Wortes, aber sie verstehen es nicht; sie können im Bewußtseinszentrum nicht die dazu notwendige Assoziation durchführen (Seelentaubheit oder, sofern es sich um das Nichtverstehen von Wörtern handelt, Worttaubheit). Oder die Kranken können etwas Gehörtes zwar verstehen, aber sie sind nicht imstande, es selbst nachzusprechen. Es fehlt also an der Verbindung zwischen sensorischem und motorischem Zentrum.

Störungen im motorischen Zentrum sind es, wenn wir nicht aussprechen können, was wir wollen (motorische Aphasie). In kleinem Maßstabe kommen uns solche Störungen täglich vor. Wir haben die Vorstellung einer Sache, aber wir „finden das Wort“ nicht; das Wort „liegt uns auf der Zunge“, aber wir sind nicht imstande, die passenden Organe zu innervieren, um es zu artikulieren. Das bedeutet nichts anderes, als daß uns die einzelnen Laute nicht voll gegenwärtig sind, daß wir das Lagegefühl für das Wort als Ganzes nicht in dem gewollten Augenblicke aufbringen können. Oft ist uns der eine oder der andere Laut gegenwärtig, aber nicht die ganze Bahn. Wir haben, wie oben erwähnt, im gesunden Durchschnittszustand die Erinnerungsbilder der ganzen Wörter, so daß bei dem Auftauchen der Vorstellung sofort das ganze Wort ebenfalls in unser Bewußtsein kommt, nicht Laut um Laut, wie ein Kind etwa buchstabieren würde. Zu der Vorstellung ist die Bezeichnung als Lautkomplex assoziiert, und wenn wir diese Bezeichnung zu Gehör bringen wollen, innervieren wir im gesunden Zustand unmittelbar die Lautreihe (wie oben beschrieben). Der krankhafte Zustand besteht also darin, daß uns nicht die ganze Assoziationsbahn zur Verfügung steht, sondern daß Unterbrechungen vorhanden sind. Wir wissen z. B., daß das gesuchte Wort mit a — o gebildet wird, aber es fehlen uns die dazugehörigen Konsonanten. In anderen Fällen ist uns erinnerlich, daß der gesuchte Ausdruck mit l oder t usw. anlautet, wir wissen, ob

er ein- oder mehrsilbig ist, aber das Ganze ist nicht gegenwärtig. Die Erinnerung ist mangelhaft, in einzelnen Teilen verblaßt.

Endlich gibt es Störungen in der Leitung zwischen Assoziationszentrum und motorischem Zentrum, und dann entsteht Paraphasie, das „Unvermögen, die Wortbilder mit ihren Vorstellungen richtig zu verknüpfen, so daß statt der sinntensprechenden verkehrte oder gar unverständliche Wortbilder zum Vorschein kommen“ (Kußmaul). Wir kennen diesen Zustand im täglichen Leben: er äußert sich im Versprechen. Wir wollen sagen „der Schirm“ und sagen „der Stod“, wir meinen „Potsdam“ und sagen „Charlottenburg“ usw. Oder wir sagen ein Wort, das lautlich dem eigentlich beabsichtigten sehr ähnlich und uns geläufig, aber in dem betreffenden Falle nicht passend ist. Dies geschieht besonders leicht bei der Anwendung von Fremdwörtern, die einem nicht ganz geläufig sind.

Am deutlichsten machen wir alle diese Beobachtungen, wenn wir in fremden Sprachen reden; denn in der Muttersprache ist jedem normalen Menschen in der weitaus überwiegenden Zahl der Fälle jede Verbindung von Lauten, die man eben „Wort“ nennt, in solchem Maße eingeübt, daß das Versagen der Innervationsfähigkeit zu den verschwindenden Ausnahmen gehört. Natürlich hängt diese zeitweilige Unfolgsamkeit der motorischen Nerven mit dem gesamten Seelenzustande des Sprechenden zusammen; bei Ermüdung, Aufregung usw. wird jede Art von Sprachstörung leichter auftreten. Wenn wir aber eine fremde Sprache sprechen, spielen sich alle Vorgänge langsamer ab, dadurch kommen sie uns leichter ins Bewußtsein. Wir müssen Laute aussprechen, die uns nicht gewohnt sind, und es dauert ziemlich lange, bis wir das Lagegefühl für sie haben, z. B. engl. th. Wir verbinden Laute in uns neuen Reihen und verbinden diese neuen Lautreihen mit den uns bekannten Vorstellungen, z. B. engl. think = denken. Hierbei sehen wir nun deutlich, wie die Maschine arbeitet: bald finden wir die Lautreihe nicht für die Vorstellung, die wir ausdrücken wollen (das „Wort fehlt uns“, es fällt uns für „denken“ die Vokabel „think“ nicht ein), bald läßt uns die Assoziationsfähigkeit im Stich, zu der neuen Lautreihe „think“ die zugehörige Vorstellung „denken“ ins Bewußtsein zu heben (wir vergessen die Bedeutung des neuen Wortes). Die Unübung der motorischen Nerven äußert sich in schwerfälliger Artikulation, der ganze Mechanismus arbeitet unter fortwährender Überwindung von Hindernissen. Daher ist das Sprechen in einer ungewohnten Sprache für den Geist anstrengend und ermüdend.

Je eingeübter die entsprechenden Hirnzellen sind, desto leichter wird eine bestimmte Tätigkeit ausgeübt. Alles bewegt sich dann in gewohnten Bahnen. Es bedarf nur eines leisen Anstoßes zu exakter Durchführung. Beim sensorischen Zentrum (Aufnahmeapparat) äußert sich die Einübung im rascheren Auffassen. Sagt mir jemand ein Wort, das mir vertraut ist, so verstehe ich es rasch und leicht, auch wenn es undeutlich gesprochen ist, wenn der Wind den Schall wegträgt usw. Wenn nämlich einzelne Sprachlaute in unser Bewußtsein kommen, setzen wir uns das etwa Fehlende hinzu und bilden ein sinnvolles Ganze. Ja, wir bemerken oft gar nicht, daß etwas verstümmelt oder fehlerhaft an unser Ohr dringt, weil uns das Ganze geläufig und selbstverständlich ist. Daher übersieht man so leicht nachlässiges und fehlerhaftes Sprechen bei Kindern und sonst nahen Angehörigen. Vernehmen wir seltene oder fremde Wörter, so erfassen wir die Lautreihe zunächst schwer, bilden sie ungeschickt nach, sind geneigt, sie zu verändern, so daß etwas uns Geläufigeres herauskommt. In vielen Fällen werden die so veränderten Wörter in ihrer neuen Gestalt dem Sprachschatz einverleibt. Wir haben z. B. aus lateinisch *arcubalista* (Bogengewurfschloß) *Armbrust* gemacht, nicht etwa weil Arm oder Brust besonders in Anspruch genommen wären, wenn jemand den Bogen abschießt, sondern weil die Lautreihen *Arm* und *Brust* dem motorischen Sprachzentrum des Deutschen näher liegen und eingeübter sind als *arcu* und *balista* (vgl. noch unten S. 105).

Wir verstehen solche Wörter am leichtesten, die aus unserer täglichen Denk- und Lebenssphäre genommen sind. Das mittlere Maß des leicht Verständlichen ist daher bei verschiedenen Menschen verschieden. Wenn Angehörige verschiedener Stände miteinander reden, so muß das berücksichtigt werden. Mit ungebildeten Leuten redet man ausführlicher und langsamer, wiederholt ihnen Namen und besondere Ausdrücke, weil sie die ihnen fremderen Lautreihen notgedrungen schwerer auffassen. Mit seiner nächsten Umgebung spricht jeder nachlässiger, weil nicht nur die Ausdrucksweise als solche ohne besondere Erklärungen verständlich ist, sondern auch die Eigenart der Artikulation ohne besondere Aufmerksamkeit aufgefangen und innerlich reproduziert wird. Das rasche und richtige Verstehen des Gehörten ist also individuell verschieden.

Nun haben wir aber noch eine zweite Quelle für Spracheindrücke von außen: das Auge. Wir sehen jemandem die Worte an den Lippen ab, so wie wir auf einem Gemälde, das einen Sängerkhor darstellt, aus den Mundstellungen erraten, welche Gruppe die tiefe

Stimme singt und welche die hohe. Der Gesichtseindruck wird durch die sensorischen Nerven in das sensorische Gesichtszentrum geleitet, kommt ins Bewußtsein und löst dort die entsprechende Wortvorstellung aus. Das ist dadurch möglich, daß in uns bei dem Anblick der Muskelbewegungen, die der Sprechende ausführte, unmittelbar das Lagegefühl für diese Muskelbewegungen erweckt wird. Hierdurch sind wir imstande, sie selbst nachzubilden und uns gewissermaßen das am Antlitz des anderen Gesehene selbst vorzusprechen. So kommen wir auf dem Wege über das Sehzentrum zu ganz derselben Tätigkeit unserer Sprachorgane als auf dem Wege über das Hörzentrum.

Die wichtigsten sprachlichen Gesichtseindrücke empfangen wir durch die **Schrift**. Wir sehen die in Schriftzeichen gebannte Sprache, und der Gesichtseindruck wird durch den Sehnerv ins Sehzentrum, von da ins Bewußtseinszentrum geleitet. Der Vorgang ist nun parallel zu dem für Gehörseindrücke geschilderten: die Schriftzeichen sind infolge getroffener Übereinkunft geltende Symbole für bestimmte Laute. Wer diese Übereinkunft nicht kennt, wird in den Schriftzeichen auch kein Lautsymbol erkennen, und sie werden ihm daher auch keinen Laut vermitteln. So betrachtet ein des Orientalischen Unkundiger eine arabische Schnitzerei oder ein Gewebe und vermeint ein zierliches Ornament zu sehen, das sich dem Sprachkundigen als regelmäßig wiederholte Inschrift enthüllt. Ihm ist die Übereinkunft der Araber bekannt — „er kann das arabische Alphabet lesen“ — und daher erwecken die Linien, die dem einen nur ein Zierat dünken, in ihm die Vorstellung von Lauten. Für ihn sind sie Schriftzeichen. Im Assoziationszentrum wird der Eindruck des Schriftzeichens mit der Vorstellung des Lautes verbunden, die er infolge der gemachten Vereinbarung repräsentieren soll: das motorische Zentrum wird also angeregt, den betreffenden Laut zu bilden, und dann erst ist die volle Erkenntnis des Lautes gegeben. Leute, die wenig lesen, oder Kinder, die anfangen, lesen zu lernen, können nur laut lesen; sie müssen das Schriftzeichen erst in voll artikulierte Laute umsetzen, ehe sie zum Verständnis des Gelesenen gelangen. Es bedarf langer Übung, bis dieser Umßatz mit der beim Durchschnittsmenschen üblichen Geschwindigkeit vor sich geht; ganz ohne Artikulationsansatz gibt es kein Lesen. Wir artikulieren innerlich alles Gelesene mit. Es bedarf einer besonderen Schulung und Einübung, daß wir diese Organbewegungen nicht stets voll ausführen und nicht sichtbar werden lassen. Wir gewöhnen uns, diese Muskelbewegungen einzuschränken, zu hemmen.

Leute, die diese Hemmungen nicht ganz auszuführen vermögen, besonders alte Leute, bewegen, auch bei leisem Lesen, die Sprechorgane ganz sichtbar, ja sie sprechen mitunter, ohne es zu beabsichtigen oder zu bemerken, laut mit. — Das Lesen ist also derselbe Prozeß wie das Hören, nur um eine Stufe weiter hinausgeschoben.

Wie das Lesen sich zum Hören verhält, so das Schreiben zum Sprechen. Auch hier ist die Sprechfähigkeit um einen Schritt erweitert, nur daß wir uns auf dem Tätigkeitsgebiet der motorischen Nerven befinden. Schreiben ist die Umsetzung der artikulierten Laute in Zeichen, die durch Übereinkunft die Laute bildlich darstellen. Man innerviert also vom motorischen Zentrum aus zunächst die Sprechorgane und weiter das motorische Zentrum der Arm- resp. Handbewegungen. Wir schreiben nicht anders, als indem wir uns (laut oder leise) vordiktieren. Wir artikulieren, zu mindest innerlich, alles mit, was wir schreiben; Kinder und Erwachsene, die des Schreibens nicht gewohnt sind, buchstabieren sich das zu schreibende Wort vor. Die Tätigkeit des Assoziationszentrums ist dieselbe wie beim Lesen, nur in umgekehrter Reihenfolge der Zustände: Absicht, etwas zu schreiben; Reizung des motorischen Sprachzentrums; Verknüpfung des (innerlich) artikulierten Lautes mit der Vorstellung des Schriftzeichens; Innervation der Hand, dieses Schriftzeichen auf irgendeine Fläche zu übertragen.

Insofern die Hand ein Lautsymbol hinzeichnet, ist sie vom Sprachzentrum aus innerviert. Für alle Sprechorgane gilt es, daß sie nicht nur vom Sprachzentrum aus innerviert werden, sondern außerdem von ihren eigenen Bewegungszentren. Denn alle die Organe, die wir zum Sprechen benötigen, haben außerdem und zwar in erster Linie andere Funktionen, die zum physischen Leben notwendig sind (biologische Funktionen) und werden zur Erfüllung dieser Funktionen aus ihren motorischen Zentren bewegt: die Lippen dienen in erster Linie nicht zum Sprechen, sondern zum Saugen und Aufnehmen der Nahrung; die Kiefer zum Kauen, die Zunge zum Einholen und Einschlürfen wie zum Zurechtlegen der Nahrung im Munde, zur Beförderung der Bissen nach dem Schlunde zu. Das Gaumensegel legt sich an die Rachenwand, um der Nahrung den Weg in den Schlund zu erweitern; der Kehlkopf dient zum Atmen. Der Mensch hat kein Organ, das nur zum Sprechen allein diene, also als „Sprechorgan an sich“ bezeichnet werden könnte. Vielmehr ist die Verwendung aller dieser Organe zum Zwecke der Mitteilung etwas Späteres, erst nach und nach Erworbenes.

Insofern also etwa die Lippen zum Essen bewegt werden, erfolgt ihre Innervation nicht aus dem motorischen Sprachzentrum, sondern aus dem motorischen Lippenbewegungszentrum usw. Diese Zentren sind, da der Mensch gleichseitig gebaut ist, doppelt, auf beiden Seiten des Gehirns vorhanden: aber das Sprachzentrum ist einseitig. Es ist dies eine im Verlaufe ungezählter Generationen erworbene Erweiterung der seelischen Fähigkeit, wodurch die rein biologische Tätigkeit der Organe zu höherem geistigen Zwecke verwendet werden kann. Wie unabhängig die biologische Funktion von der Sprachfunktion ist, sehen wir deutlich daran, daß jemand in einem Krankheitszustand gewisse Laute nicht aussprechen, also die betreffenden Organe vom Sprachzentrum aus nicht innervieren kann, während er dieselben Organe zu den biologischen Funktionen ohne Hindernis gebraucht: so gibt es Sprachkranke, deren Zunge beim Essen anstandslos ihre Arbeit verrichtet, die aber ein d, t nicht bilden können; d. h. sie vermögen nicht ihre Zunge in die Stellung zu bringen, die zur Bildung des d oder t erforderlich ist, obzwar sie sie in die Stellung bringen können, die zum Zurechtlegen der Bissen geboten ist.

Es sei nun noch auf eine merkwürdige Tatsache hingewiesen. Die ungeheure Mehrzahl der Menschen ist rechtshändig, d. h. die rechte Hand ist die ererbte geschicktere und wird, einer uralten Tradition folgend, immer wieder zur geschickteren entwickelt. Da die Nerven sich bei ihrem Eintritt ins Gehirn (resp. bei ihrem Austritt) kreuzen, liegt also das motorische Zentrum für den rechten Arm usw. auf der linken Hirnhälfte; eben hier liegt aber auch das Sprachzentrum. Die linke Hirnhälfte ist also überhaupt in höherem Grade Intelligenzträgerin als die rechte. Daher z. B. ein rechtsseitiger Bluterguß (Schlagfluß) weit weniger verhängnisvoll ist als ein linksseitiger. Wir können nun, das Gesagte abschließend und dem Stoffe der nächsten Vorlesungen vorausgreifend, sagen: daß der Mensch die rechte Seite als die geschicktere ausbildete, hat zur Folge gehabt, daß die motorischen Zentren der linken Großhirnhälfte sich kräftiger entwickelten. Und weil die linksseitigen Zentren sich kräftiger entwickelten, ist auch das Sprachzentrum auf der linken Hirnseite zu liegen gekommen. Dem entspricht es, daß in vereinzelten Fällen, bei linkshändigen Menschen, deren wichtigste motorische Zentren also auf der rechten Großhirnseite liegen, auch die Sprachzentren auf der rechten Seite agnosziert wurden.¹⁾

1) Diese Agnosizierung ist bei Verletzungen des Gehirns möglich.

III.

Entstehung und Erlernung der Sprache (beim einzelnen Kinde, beim Menschengeschlecht).

Wir haben gesehen, daß der Eindruck von etwas Gehörtem oder Gesehenem ins Bewußtseinszentrum gelangt und dort die Vorstellung erweckt, die wir gewohnheitsmäßig mit einem gewissen Gehörs- oder Gesichtseindruck verbinden, wodurch eben dieser Eindruck zu einem sprachlichen Eindruck wird. Wie kommen wir dazu, äußere sprachliche Eindrücke gewohnheitsmäßig mit Vorstellungen zu verbinden? Wieso verstehen wir, was wir hören? Wie lernen wir sprechen?

Das Kind wird — wofern es normal veranlagt ist — mit der Fähigkeit zu sprechen geboren. Es hat gesunde und bewegliche Organe, das motorische und sensorische Nervensystem funktioniert regelmäßig, das Kind hört, sieht, denkt. Dennoch wird es nicht zu einer wirklichen, ausgebildeten Sprache gelangen, wenn es auf sich selbst angewiesen bleibt. Gesetzt den Fall, ein neugeborenes Kind könnte ohne alle menschliche Hilfe aufwachsen, so bliebe es ohne Zweifel so lange stumm, bis es durch irgendwelche Lebensgenossen dazu veranlaßt würde, sich mitzuteilen. Die Fähigkeit, sich Sprache anzueignen, bedeutet noch lange nicht, Sprache besitzen. Das Kind lernt sprechen; es übt die angeborene Fähigkeit durch mehrere Jahre, ehe es zu einiger Fertigkeit in der Beherrschung der Sprechorgane gelangt.

Das Kind lernt tatsächlich vom ersten Lebensaugenblicke an sprechen. Denn es ist durch seine sprechende Umgebung gewohnt, fortwährend und gleichzeitig mit den verschiedensten anderen äußeren Eindrücken sprachliche Eindrücke zu empfangen und im Bewußtseinszentrum zu verbinden. Man benennt seine Schmerzen, Freuden und Bedürfnisse, während man sich mit seiner Pflege beschäftigt; man deutet auf die nächsten Angehörigen, auf die Lampe, den vorbeispringenden Hund oder den Wagen, indem man alles bezeichnet und seine Aufmerksamkeit darauf lenkt.

Das Kind lernt die Bezeichnung des Gegenstandes entweder zugleich mit dem Gegenstande oder mit der Abbildung des Gegenstandes. Wir zeigen ihm ein Pferd oder das Bild eines Pferdes und benennen es zugleich; so befestigt sich in dem Bewußtseinszentrum

des Kindes das Erinnerungsbild des Gegenstandes (oder der Abbildung) zugleich mit dem Erinnerungsbild des Wortes. Die Lautreihe (= das Wort) bleibt in der Erinnerung so fest mit dem äußeren Bilde verbunden, daß nach einiger Zeit diese beiden Erinnerungen unauflöslich verknüpft sind; sieht ein Kind ein Pferd, fällt ihm sofort die Lautreihe, das Wort „Pferd“, ein und umgekehrt, wenn es das Wort hört, sieht es im Geiste sofort den Gegenstand vor sich. Aber noch mehr. Nicht nur, daß es das Pferd sieht, es hört, wie es die Hufe aufschlägt und wiehert, und dieser Gehörseindruck verbindet sich seinerseits so fest mit dem Erinnerungsbilde des Wortes und des Gesichtseindrucks, daß nun auch die Erinnerung an den Gehörseindruck immer wachgerufen wird, sobald einer der beiden anderen ins Bewußtsein kommt. Wenn wir den eigentümlichen Klang des Hufschlages hören, so denken wir uns sofort das Pferd und das Wort „Pferd“ usw. Das Kind empfängt also monatelang Gehörs- und Gesichtseindrücke, verbunden mit Spracheindrücken, ehe es die Erfahrung macht, daß es mit seinen eigenen Organen etwas derartiges nachbilden kann. Denn die Laubbewegungen, die es zunächst ausführt, sind nur aus Freude am Muskelspiel zu erklären und so wenig Sprechversuche, als das Strampeln einen Gehversuch bedeutet. Die in den ersten Monaten hervorgestoßenen Laute sind meist den zur Sprachbildung verwendeten ganz unähnlich; sie beruhen also nicht auf Nachahmung des von der Umgebung Gehörten. Sie entstehen aus Stellungen, die zum größten Teil — mindestens in den Kultursprachen — später nicht mehr eingenommen werden. Die Muskeln werden geübt. Nichts weiter. Erst allmählich erwacht der Nachahmungstrieb. Das Kind versucht nun, das, was es hört, selbst zu bilden; die Hauptquelle für das Erlernen der Sprache bilden die Gehörseindrücke. Ich erinnere an den im früheren Vortrage geschilderten Weg aus dem sensorischen Zentrum ins Bewußtsein und von da ins motorische Zentrum. Auf diese Weise werden die Organe konsequent zur Nachbildung der Laute angeregt, und nach vielen — oft mißglückenden — Versuchen gelangt das Kind dazu, den akustischen Effekt, den es empfängt, nachzubilden. Wie oft es sich dabei in der Wahl der Mittel irrt, ist bekannt: es spricht einen Verschlusslaut für einen anderen, z. B. t für k, einen Zitterlaut für einen anderen: l für r, vom sch bildet es zunächst nur das s usw. Das Kind beruhigt sich um so leichter bei einem Sprechversuche, je williger die Umgebung ist, es zu verstehen; daher das fehlerhafte Sprechen und langjährige Lallen gerade bei sehr ver-

hätichelten Kindern. Wenn das Kind einen Laut so und so oft gebildet hat, bekommt es das Lagegefühl für die beabsichtigte akustische Wirkung und dieses Lagegefühl für jede einzelne Artikulation oder Artikulationsgefühl — wonach wir z. B. ein t oder h ohne weitere Überlegung bilden — verbindet sich seinerseits mit der Vorstellung der Lautreihe so fest und unauflöslich, daß wir die Artikulationserinnerung (Erinnerung des Artikulationsgefühles) zugleich mit dem Wortbild ins Bewußtsein bringen, sobald das Wortbild durch das Vorstellungsbild hervorgerufen wird. Dadurch können wir eben das Wort, das wir uns denken, unmittelbar aussprechen. Wenn wir das nicht können (vgl. oben S. 34), so ist ein Fehler in der Artikulationserinnerung vorhanden. Wir haben nicht nur die Artikulationserinnerung von einzelnen Lauten, sondern von Wörtern und Sätzen, und die Gesamtheit aller dieser Erinnerungen wird mit dem Worte „Sprachvorstellungen“ benannt.

Da wir die Wörter erst verstehen, wenn wir sie innerlich mit artikulieren, muß notwendigerweise das Lagegefühl sehr lebhaft in uns sein. Wo dies nicht oder noch nicht der Fall ist, verstehen wir langsamer. Bei Kindern speziell dürfte der Satz gelten, daß sie nicht eher in ausgeprägten Worten denken, ehe sie das Lagegefühl der Worte erworben haben. Da sie andererseits allen Muskelbewegungen geringere Hemmungen entgegensetzen, artikulieren sie alle Wortvorstellungen, die sie haben, voll mit. Das Selbstgespräch der Kinder ist also eine Folge des — zunächst noch neuen — Denkens in Wörtern. Solange das Kind in Wörtern denkt, spricht es; wenn es nicht spricht, kann man dies vielleicht als ein Zeichen ansehen, daß es in unklaren Vorstellungen denkt. Das Denken des Kindes entwickelt sich an und mit der Sprache, die es durch die Mitteilung von anderen empfängt. Das Selbstgespräch des Kindes ist also etwas Sekundäres (vgl. oben S. 34).

Eine wesentlich geringere Beihilfe fürs Sprechenlernen ist die Nachahmung durchs Auge. Das Kind sieht allerdings auch das Muskelspiel beim Sprechen, aber doch nur bei wenigen Lauten. Nachahmung durchs Gesicht kommt bei einem normalen Kinde nur für die Lippenlaute und die Vokale in Betracht. Nun sind gerade diese aber an sich die leichteren Bildungen. Daß Kinder vor allem m sprechen, begreift sich natürlich aus der dem Kinde gewohnheitsmäßigen Saugbewegung. Es bedarf nur der Absicht, einen Laut zu äußern, so ist m der sich gewissermaßen von selbst einstellende Laut

bei geschlossenen Lippen, wie a und æ bei offenen Lippen. Nur bei Kindern mit nicht normalem Gehör muß die Hilfe der Augen besonders herangezogen werden. Daher die unheilvolle Wirkung auf die Gesamtentwicklung, wenn ein Kind taub oder schwerhörig geboren wird. Taubblinden Kindern können wir nur durch Gefäßt einen Weg zur Außenwelt vermitteln. Ihre Intelligenz muß außergewöhnlich groß sein, wenn sie trotz solcher Hindernisse zum sprachlichen Ausdruck und zur Erkenntnis der Außenwelt gelangen.

Erst wo die Absicht vorliegt, eine im Bewußtsein vorhandene Vorstellung durch Artifizieren einer Lautreihe zu bezeichnen, können

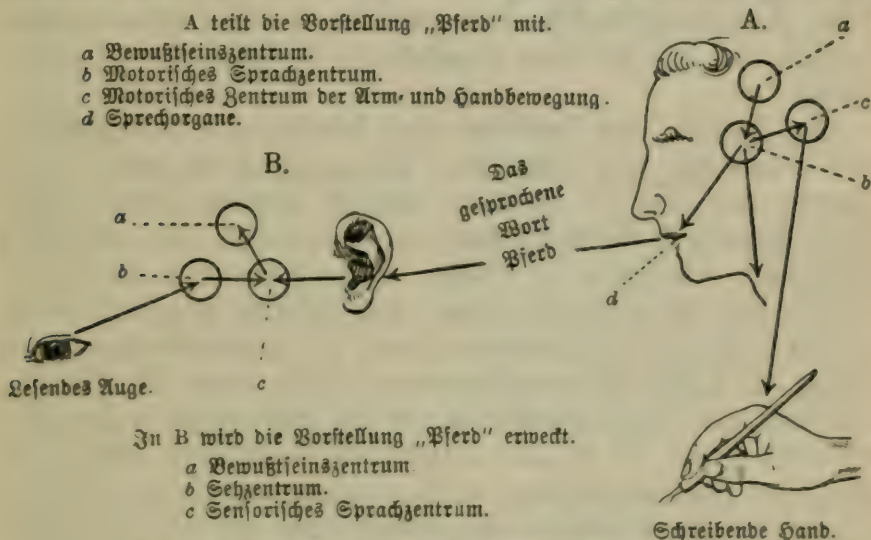


Fig. 20. Schematische Darstellung des Mitteilungsvorganges.

wir von einem Sprechversuche reden. Der Gesamtweg der Sprache von einem Bewußtseinszentrum A zu einem Bewußtseinszentrum B ist also folgender:

A hat die Vorstellung des Pferdes im Bewußtsein. Durch gewohnheitsmäßige Assoziation ist ihm unmittelbar auch das Wortbild Pferd gegenwärtig. Es erfolgt die Reizung des motorischen Zentrums → die Innervation der betreffenden Organe zur Bildung eines p, eines f usw.; → der Erfolg ist das Aussprechen des Wortes; → bei jeder einzelnen Artikulation werden Schallwellen außerhalb des Mundes in Bewegung gesetzt → diese erwecken einen akustischen Eindruck dadurch, daß sie das Trommelfell der im Hörkreise befindlichen Person B in Schwingungen versetzen → die sensorischen Nerven leiten den Eindruck ins sensorische Zentrum → von da gelangt er ins

Bewußtseinszentrum → ruft daselbst die Vorstellung des Pferdes hervor. Somit hat die Person A die Person B veranlaßt, sich ein Pferd vorzustellen, ein Pferd zum Gegenstand ihrer augenblicklichen Gedankentätigkeit zu machen. Die Verbindung ist hergestellt. Schalten wir noch Schreiben und Lesen ein, so haben wir die Mitteilung durch Tätigkeit der Hand und das Erfassen durchs Auge (vgl. oben 37).

Wir könnten, auch wenn wir nichts Sicheres darüber wüßten, mit Bestimmtheit sagen, daß dieser verwickelte Vorgang nicht der ursprüngliche war. Wollen wir uns den Urzustand menschlicher Mitteilungsfähigkeit näher vorstellen, so sehen wir uns passenderweise bei den niedriger organisierten Geschöpfen um, bei den Tieren.

Die Begierde, das Bedürfnis nach Mitteilung ist bekanntlich bei den Tieren sehr hoch entwickelt. Haben sie gleich keine Lautsprache wie wir, so ist ihnen dennoch Sprache nicht versagt. Denn Sprache ist die Befähigung, sich mitzuteilen. Wir erwähnen neben der mit Hilfe der Zunge ausgeführten Sprache hauptsächlich die Gebärdensprache. Die Gebärde ist dem Tiere in hohem Maße eigen. Jedermann weiß, wie ausdrucksvoll und eindeutig der Hund mit dem Schwanz Freude, Reue, Neugier usw. ausdrückt, was Hunde und Pferde mit den Ohren sagen können usw. Beim Menschen gibt es ganz ausgebildete Gebärdensprachen, z. B. bei vielen Indianerstämmen, bei den Neapolitanern, gar nicht zu reden von der künstlichen Gebärdensprache der Taubstummen, die Gebärden lernen so wie wir Schriftzeichen. — Es gilt nun zwar heutzutage als Zeichen der Bildung und höheren Kultur, möglichst wenig Gebärden zu machen, aber ganz ohne Gebärdensprache ist kein Mensch. Wir legen den Finger an den Mund, um Schweigen zu gebieten. Wir drohen oder winken oder streicheln mit der Hand und machen eine abwehrende Bewegung zum Zeichen des Ekels oder wir ziehen die Mundwinkel herunter; wir geben Küsse in die Ferne, wir liebkoosen mit den Augen, wir schlagen sie nieder.¹⁾ Wir runzeln die Stirn und ballen die Faust. Wir können uns noch in weiterem Sinne der Gebärdensprache bedienen:

1) Es soll hier nur von willkürlichen Gebärden die Rede sein, die nämlich vom Bewußtseinszentrum aus innerviert werden. Daher kann das Erröten, das ja mitunter ein sehr ausdrucksvolles Mittel der Mitteilung ist, hier nicht mit aufgezählt werden, da es normalerweise zu den unwillkürlichen Körpervorgängen gehört.

wir können Signale durch Feuer (Leuchtturm, Wacht-, Freudenfeuer) und durch Fahnen geben oder durch bunte Scheiben (z. B. auf Schiff und Eisenbahn). Die Gebärdensprache hat manches vor der Lautsprache voraus: erstens, wie z. B. im letztangewendeten Falle, kann das Zeichen unendlich weitere Distanzen zurücklegen als der Laut, denn wir sehen viel weiter, als wir hören; zweitens kann man sich unter Umständen durch Gebärden und stumme Zeichen verständigen, ohne daß ein anderer es bemerkt, z. B. in der Krankenstube oder hinter dem Rücken einer Person, die von der Mitteilung ausgeschlossen bleiben soll. Ihr wichtigster praktischer Nachteil ist, daß sie bei einbrechender Finsternis oder bei Dazwischentreten eines trennenden Gegenstandes vollständig versagt. Es ist daher aus rein praktischen Gründen allein schon begreiflich, daß sie dem intensiven Verkehr nicht genügt hätte, selbst wenn die Lautsprache nicht an sich gerade so ursprünglich wäre als die Gebärdensprache.

Sowohl Lautsprache als Gebärdensprache sind aus der rein natürlichen Existenz der Lebewesen entstanden, sie gehen auf biologische Tätigkeit zurück. Die Mitteilung durch Gebärden wie durch Laute ist im Verlaufe der menschlichen Entwicklung zustande gekommen, nachdem Laut und Gebärde im rein animalischen Leben in Verwendung waren. Die Möglichkeit einer Entwicklung von Laut und Gebärde zu Laut- und Gebärdensprache ist ungefähr so zu denken:

Gebärdensprache. Der Ursprung der Gebärde liegt in der Zweckbewegung. Ich empfinde eine Fliege auf der Haut und schüttele die Hand (vgl. oben S. 25), um die Fliege dadurch abzuwerfen. Eine solche Abwehr des Fremden, Störenden, von außen auf uns eindringenden Schädlichen ist zunächst eine **Triebbewegung**, das ist eine Bewegung, die das Lebewesen ohne alles Bewußtsein ausführt durch die ihm innewohnende Lebenskraft. Hinter allem Bewußtsein liegen die Triebe; in erster Linie haben alle Wesen den Erhaltungstrieb. Dieser äußert sich in doppelter Form: positiv und negativ. Positiv als Ernährungs- und Fortpflanzungstrieb; negativ als Verteidigungs-(Abwehr-)trieb. Sobald also der Zusammenstoß mit der Außenwelt als störend und schädigend empfunden wird, bewirkt der Erhaltungstrieb eine Abwehrbewegung. Die Abwehrbewegung ist eine Triebbewegung, solange sie unbewußt ausgeführt wird; sobald aber die Gefahr und das Verlangen nach Abwehr ins Bewußtsein kommt, sobald das Lebewesen zum Bewußtsein der Geschehnisse in- und außerhalb seiner selbst gelangt, macht es dieselbe Bewegung,

die zunächst instinktiv ausgeführt wurde, mit Absicht. Somit wird aus der Triebbewegung eine Zweckbewegung. Weiterhin aber kann jede Zweckbewegung durch häufige Übung in so hohem Grade mechanisiert werden, daß ihre Ausführung gar nicht ins Bewußtsein kommt. Dann handelt gewissermaßen das motorische Zentrum aus eigener Machtvollkommenheit auf den Anreiz des entsprechenden sensorischen hin; dann nennen wir die Bewegung (gleichgültig ob Trieb- oder Zweckbewegung) eine Reflexbewegung. Die abwehrende Bewegung ist also zunächst eine Triebbewegung; bei steigender Kraft des Bewußtseinszentrums wird der Abwehrtrieb eine abwehrende Zweckbewegung hervorrufen. Bei fortwährender Übung dieser Zweckbewegung wird (wie z. B. das Schütteln der Hand gegen die Fliege) die Abwehrbewegung zum Reflex des äußeren Reizes. Wir denken jetzt nicht daran, daß wir die Fliege abschütteln wollen; der Reiz, den die Berührung der Haut durch die Fliege hervorruft, löst die Handbewegung aus. Ebenso reagiert das Pferd mit seiner viel beweglicheren Haut auf die Fliegenstiche: die Haut zuckt zusammen. Es ist eine Reflexbewegung, die auf eine einstmalige Triebbewegung zurückgeht.

Eine andere ursprüngliche Triebbewegung ist der Angriff, das Erfassen der Nahrung, das Ergreifen dessen, was zur Erhaltung notwendig ist. Der sensorische Reiz erfolgt diesmal von innen; durch das im Leibe empfundene Bedürfnis, die Begier. Aus solchen Trieb- resp. Zweckbewegungen — um von keinen andern zu reden — sind im Verlaufe ungezählter Jahrtausende Gebärden geworden.

Die ursprünglichsten Gebärden, die wir z. B. am Kinde zuerst beobachten, sind Abwehren und Greifen.

Die Zweckbewegung hat sich im Laufe der menschlichen Entwicklung mehr und mehr abgeschwächt, sie ist nach und nach nur noch als Symbol dieser Zweckbewegung zu erkennen. Wo dereinst zugeschlagen wurde, da wird jetzt gedroht. Die Drohung ist abgeschwächte Abwehr. Nicht anders bei der Gebärde des Schreckens und Staunens; auch hier machen wir die Abwehrbewegung, als ob wir die geistig auf uns eindringende Not und Gefahr usw. abwehren wollten. Eine ähnliche Entwicklung konstatieren wir bei der Angriffszweckbewegung. Man greift nach dem, was man haben will, was einem als brauchbar, als notwendig erscheint. Auch hier wird das ursprüngliche Ergreifen des die Begier Reizenden beim Kinde in fast ungeschwächter Naturkraft auftreten. Das Kind greift nach dem, was seine Aufmerksamkeit fesselt, noch ehe es das Raumgefühl erworben hat. Es greift nach

Dingen, die weit außerhalb der Erreichbarkeit seines Armchens liegen: nach der Ofenfigur, nach dem Monde. Das Greifen nach dem Unerreichbaren wird bald zum Hinweisen, Deuten. Und wir begnügen uns im allgemeinen damit, auf die Dinge zu zeigen, statt sie in die Hand zu nehmen. Unsere Deutegebärde ist nichts anderes als ein abgeschwächtes Greifen. Unsere lieblosenden Gebärden sind ebenfalls aus Zweckbewegungen entstanden; die Tiermutter leckt ihr Junges, um es zu putzen, umklammert es, um es zu schützen, zu wärmen. Streicheln, Küssen, Umarmen sind jetzt Symbole der Liebe, die ihren Ursprung in der tatkräftigsten Äußerung der Liebe haben.

Lautsprache. Auch der Schrei ist ursprünglich nichts anderes als eine Reflexbewegung. Der physische Reiz bewirkt z. B. eine raschere Ausatmung, ein Zusammenziehen der Stimmbandmuskeln; so wird Stöhnen und Schreien hörbar. Stärkeres, beschleunigtes Atmen bei offenen Stimmbändern bewirkt Seufzen, Pfauchen usw. Die verschiedensten seelischen und körperlichen Eindrücke verursachen eine Innervation des Atemsapparates und der Mundraumuskeln und kommen daher in der Form von Geräuschen oder Tönen zum Ausdruck. Die ersten Schreie des Kindes sind Reflexbewegungen, die durch körperliche Reize hervorgerufen werden.

Wie die Zweckbewegung sich zur Gebärde abschwächt, so der Schrei zu dem verschieden modulierten Tonfall, der nun die Sprache begleitet, zur Not aber auch ganz gut für sich allein verständlich ist. Es gibt eine ganze Reihe von Tonmodulationen, die in allen Sprachen, für alle Menschen die gleiche Bedeutung haben, also internationale Werte vorstellen. Der drohende, schmeichelnde, klagende, fragende Tonfall sind überall an sich verständlich. Bei Fremdsprachigen wird uns, obzwar wir keinen Laut ihrer Sprache kennen, doch unmittelbar klar, ob sie schimpfen, drohen oder bitten usw.

Bei kleinen Kindern und Tieren, z. B. Hunden, macht man die Erfahrung, daß sie nicht die Worte selbst verstehen, sondern den Tonfall, in dem sie geäußert werden. So z. B. kann man einen Hund mit zärtlichen Worten verscheuchen, wenn man sie im Tone des „Marisch weg!“, sagt und umgekehrt mit rohen Ausdrücken streicheln, ohne daß er den Unterschied gewahr würde.

Eine kurze Beobachtung unserer eigenen Sprache bringt uns ins Bewußtsein, daß wir tatsächlich über zwei Ausdrucksmöglichkeiten verfügen, die wir gleichzeitig verwerten; erstens über den Ausdruck, der in den Wörtern liegt, und zweitens über den Ausdruck des Tonfalls, in dem wir diese Wörter sprechen. Die gleichen

Wörter gewinnen ganz verschiedene Bedeutung, je nach dem Tonfall, in dem sie geäußert werden. Z. B. Anton ist da. In ruhigem, erzählendem Tone bedeutet es die Feststellung einer Tatsache, an der ich keinerlei Gemütsanteil nehme. Undere ich den Tonfall entsprechend, so mache ich zwei Mitteilungen: Anton ist da! = das ist erstens die Feststellung der Tatsache und zweitens die (oft unwillkürliche!) Mitteilung: ich freue (ärgere, wundere) mich darüber. Wie vielerlei Bedeutungen können in dem Worte „ja!“ liegen! Die wechselnde Bedeutung liegt nun nicht in dem Lautkomplex j-a; der ist immer der gleiche. Sie liegt im Tonfall. Denn vom Tonfall können wir niemals die Bedeutung trennen. Er drückt aus, in welche Beziehung wir uns selbst zur angesprochenen Person oder zum Inhalt der Rede setzen. Beziehung zur angesprochenen Person: Guten Morgen! kann den ganzen Hochmut des gesellschaftlich Hochstehenden gegenüber einem armen Teufel ausdrücken, und umgekehrt die Demut des in seiner Lage Gedrückten und Beengten, des Bittenden, schlechte oder gute Laune des Chefs usw. Beziehung zum Inhalt der Rede: ob wir das, was wir in Worten ausdrücken, selbst glauben (Tonfall des Aussagesatzes) oder für möglich halten, es in Zweifel ziehen (Tonfall des Fragesatzes), es fordern (Tonfall des Befehlsatzes) usw. Wir könnten nach dem oben gegebenen Beispiel überhaupt alles, was wir sagen, zerlegen und aus dem Tonfall, der die Mitteilung begleitet, eine zweite Mitteilung formulieren. Du gehst ins Zimmer = feststellende Mitteilung und: 1. ich glaube es, 2. ich wundere mich darüber, 3. ich ärgere mich, 4. ich befehle es usw.

So ist aus den verschiedenen möglichen Ausrufen ein Mitteilungsmittel erwachsen, das aus sich allein verständlich ist und das wir von der Sprache nie ganz trennen können, wenngleich es jetzt ebensosehr als Zeichen der höheren Kultur gilt, diesen stimmlichen Ausdruck nach Kräften zu vereinfachen (den Singsang und lautes Reden zu meiden), als die Gebärden auf ein Mindestmaß herabzudrücken, der artikulierten Sprache also möglichst zur Alleinherrschaft zu verhelfen.

Je ausschließlicher wir unseren Ausdruck auf die Artikulation beschränken, desto weiter entfernen wir uns vom natürlichen, vom Urzustande, desto abstrakter wird der sprachliche Ausdruck. Daher werden wir uns, wo wir rasch und nachdrücklich verstanden sein wollen, immer des lebhafteren Tonfalles und der dem Verständnis nachhelfenden Gebärde bedienen. „Das ist dort“ (mit Deutebewegung,

für den, der nicht findet, welche Richtung gemeint ist). Wir erheben die Stimme, wenn wir beim erstmaligen Sprechen nicht verstanden wurden. Wir bemühen uns, einen kräftigeren sinnlichen Eindruck zu erzielen. Umgekehrt sprechen wir um so ruhiger und farbloser, je sicherer wir sind, daß die Worte, nur kaum artikuliert, auch schon die richtige Vorstellung im Hörenden erwecken. Es kommen jedoch immer Tonfall und Gebärde zu erhöhter Wirkung, wenn wir in Affekt geraten. Dann verlieren wir in größerem oder geringerem Maße die Selbstbeherrschung, die Macht der Erziehung nimmt ab, unsere innerste Naturgewohnheit tritt zutage. Uns selbst unbewußt, sprechen wir und bewegen wir uns nach der einen oder der anderen Richtung heftiger. Je lebhafter unsere Gemütsregung, desto urwüchsiger unsere Laute und Gebärden. Daher beobachten wir öfters, daß Menschen im Affekt in ganz anderen Tönen reden als in denen, die Erziehung und Überlegung ihnen beigebracht haben. In solchen Fällen kommen sie ihrer ursprünglichen Natur am nächsten.

Weder der Schrei noch die Gebärde sind an sich sprachliche Mitteilungen. Hierzu werden sie erst dann, wenn die erwachende Intelligenz die Erfahrung macht, daß der Schrei gehört, die Abwehr- und Angriffsbewegung nicht nur gefühlt, sondern auch schon gesehen wird, also schon vor ihrer Zuendeführung eine Wirkung (das Schrecken einjagen, Vertreiben) ausüben kann. Wenn das Kind erst beobachtet hat, daß das Schreien ihm Hilfe bringt, dann schreit es nicht nur infolge der Reflexbewegung, sondern weil es Hilfe, Gesellschaft, Abwehr usw. herbeiholen will. Und ebenso wird die Gebärde zu einem bestimmten Zwecke ausgeführt, sobald die Erfahrung lehrt, daß man diesen Zweck durch Ausführung dieser Gebärde erreichen kann. In einem solchen Falle ist der Schrei, den wir als Lautgebärde bezeichnen können, wie die anderen Gebärden über seine ursprüngliche Bestimmung hinausgelangt. Aus dem Wechselspiel von sensorischen und motorischen Nerven, einer sozusagen inneren Angelegenheit des einen handelnden Individuums, ist etwas anderes geworden, eine Handlung, die sich bewußt auf ein zweites Individuum bezieht und eine Wirkung auf dieses berechnet. Sobald die Gebärde nicht mehr nur eine nach außen gerichtete Tätigkeit und der Schrei nicht mehr ausschließlich Reflexbewegung infolge körperlicher Reize ist, sobald die Absicht einer Mitteilung an ein zweites Wesen vorliegt, kann von Sprache die Rede sein, welcher Mittel immer sie sich bedienen mag. In zahllosen Generationen von Lebewesen werden Gebärden wie Laute zum Zwecke bestimmter Mit-

teilungen festgelegt, und so haben wir bei allen irgend höheren Tieren eine Reihe von überkommenen Lauten von feststehender Bedeutung. Man denke an die verschiedenen Pfiffe der Vögel. Der Lockruf der Amsel ist grundverschieden von ihrem Klagenwarnungssignal, der Hahnschrei vor dem Regen anders als die Meldung, daß ein guter Fund getan ist; an Hunden unterscheidet man leicht das freudige, zum Spiel herausfordernde Bellen vom Anurren, wenn ein Rivale naht, vom Warnungslaut, wenn der Herr in Gefahr, usw. Der Unterschied zwischen Tier und Mensch besteht also nicht eigentlich darin, daß die Menschen Sprache haben, die Tiere aber nicht. Es ist gar keine Frage, daß die Tiere ein reges Mitteilungsbedürfnis und die Mitteilungsfähigkeit in hohem Grade besitzen.

Es ist auch sicher, daß die Tiere bis zu einem gewissen Grade scharf und logisch denken. Der Unterschied zwischen Tier und Mensch besteht in dem Maße der Weiterentwicklung von einer bestimmten Grundlage aus. Die Tiere haben es nicht zu einer fein gegliederten Lautsprache gebracht und, daß nicht einzelne intelligente Tiere (auch Menschenaffen nicht!) unsere Sprache zu erlernen vermögen, liegt nicht etwa an einem Mindermaße von Intelligenz — wie manches Tier ist gescheiter als mancher Mensch! — sondern an dem geringeren Nervenreichtum der Gesichtspartien. Die Muskeln sind weniger und nicht in kleineren Teilen beweglich, daher können die einzelnen Organstellungen nicht gebildet werden. Damit hängt es auch zusammen, daß das Tier über viel weniger Mimik verfügt. Es fehlen die Mittel der Innervation, die der Mensch nach und nach erworben hat, und dadurch die Möglichkeiten des Ausdrucks.

Sollen wir nun die höhere Intelligenz als das ursprünglich Vorhandene ansehen, das erst die feinere Ausbildung der Sprache ermöglicht? Das wäre nicht ganz richtig; denn offenbar ist es gerade die feine Gliederung der Sprache, die uns zu klar gegliedertem Denken verhilft. Wir können uns nicht vorstellen, daß deutliche Erkenntnis ohne Sprache möglich wäre. Je größer der Fortschritt in der Schärfe und Klarheit der Sprache, desto leichter wird uns auch alles klar und scharf ins Bewußtsein kommen. Man kann also nicht nur so einfach sagen, die Intelligenz schafft die Sprache; es gilt auch das Umgekehrte, die Sprache fördert die Intelligenz. Sprache und Intelligenz hängen voneinander ab, sie schaffen sich gegenseitig. Versuchen wir, diese Wechselwirkung zu beobachten.

Ich sehe etwas aus einiger Entfernung; z. B. gewahre ich über Feld gehend etwas, was am Horizont aufragt. Ich erkenne eine Baulichkeit; etwas näher kommend, sehe ich, es ist ein Haus, und noch näher kommend, erkenne ich seine einzelnen Teile: graues (schwarzes, rotes) Dach, zehn Fenster in jedem Stockwerk usw. und schließlich die kleinen Eigentümlichkeiten, die es von anderen Häusern unterscheiden, die Art der Fensterumrahmungen, ein Wappenschild, die Hausnummer usw. Ich habe also zuerst das Gesamtbild Haus und erst bei näherer Besichtigung gewinne ich die Erkenntnis der einzelnen Teile.

Nicht anders beim Anblick eines Vorganges. Ich habe einen Gesamteindruck, z. B. ein Kind, das, auf den Schienen der Straßenbahn stehend, in Gefahr ist, überfahren zu werden, und von einem herzuspringenden Manne weggerissen wird. Ich sehe alles auf einmal: den Straßenbahnwagen (seine Farbe, Bewegung), das Kind, den Mann. Aber das Bild, das sich meinem Auge entrollt, hält eingehender Besichtigung nicht stand: es ist nicht mehr vorhanden, ehe ich dazu gekommen bin, alle Einzelheiten zu erfassen. Erst, indem ich es mir — in Gedanken — wieder vorstelle, bin ich in der Lage, mit Einzelheiten zum Bewußtsein zu bringen, die in der Sekunde des tatsächlichen Eindruckes nicht beobachtet werden konnten.

Es geht uns mit allem und immer so. Wir gewinnen zuerst einen Gesamteindruck; aus diesem lösen sich dann die einzelnen Teile los, die ihn zusammensetzen. Und wenn wir uns etwas denken, so denken wir uns zuerst die Gesamtvorstellung und erst bei weiterem Nachsinnen erfassen wir die Teile dieser Gesamtvorstellung. Sehr viele Dinge kennen wir nur aus dem Gesamteindruck; wir haben nicht Zeit und Gelegenheit, die Einzelheiten ins Auge zu fassen. So z. B. erkennen wir unmittelbar ein Gewehr. Aber wer keine Veranlassung hat, sich mit Waffen zu beschäftigen, der wäre in Verlegenheit, wenn er die einzelnen Bestandteile eines Gewehres aufzählen, es in seine Teile zerlegen sollte. Ganz ebenso ist es beim Denken. Wir haben die Gesamtvorstellung von etwas, z. B. vom Begriff Agrarpolitik, weil wir öfters davon reden hören usw. Aber auch hier wird es viele geben, denen es schwer resp. unmöglich wäre, diesen Begriff in seine Teile zu zerlegen, zu erklären, worin die Agrarpolitik eigentlich besteht. Wir müssen, wie beim Gegenstande so beim Begriff, näher zusehen, um das allgemein Erkannnte in seinen Teilen zu verstehen.

Für den, der vom Gewehr nichts versteht, ist es gleichgültig, wie die einzelnen Bestandteile genannt werden, denn er hat die

Bestandteile gar nicht im Bewußtsein; ihm ist das Gewehr ein Ganzes. Für den aber, der das Gewehr herstellt, pußt, zerlegt, ladet, abschießt, ist es natürlich notwendig, jeden Teil zu kennen und für sich irgendwie zu bezeichnen. So lange er allein mit dem Gewehr hantiert, genügt das Gesichtsbild des betreffenden Teiles; er kann, wenn er den Hahn spannen soll, durchaus klar denken und handeln, ohne das Wort Hahn in seinem Bewußtsein zu haben; aber die **Vorstellung** des Hahnes muß sich scharf von allen anderen Teilvorstellungen abheben. Sonst könnte er ja auch die Vorstellung des Spannens nicht haben.

Nicht anders aber ist es mit der Agrarpolitik. Und so mit allem. Je vertrauter uns ein Gegenstand werden soll, desto mehr müssen wir von dem allgemeinen Eindruck aus in die Erkenntnis seiner Teile eindringen.

Solange ein Mensch für sich allein ist, genügt die Bildvorstellung; sobald er einem anderen klarmachen will, worum es sich eigentlich handelt, muß eine Sprachvorstellung dazutreten.

Soll man jemandem einen Auftrag geben oder eine beliebig geartete Mitteilung machen, so muß man die Vorstellung auf irgendeine Weise in dem Hörer wachrufen, durch Beschreibung (Gebärde) oder durch Bezeichnung.

Wir können nun mit einem Gegenstande (oder einer Vorstellung, „Gegenstand“ gelte hier als „Gegenstand des Denkens“) sehr gut vertraut sein, ohne doch fortwährend alle einzelnen Eigenschaften, die wir an ihm kennen, im Bewußtsein zu haben. Das Bewußtsein hat nämlich eine verhältnismäßig nicht sehr große Spannweite, so daß wir nicht Vieles gleichzeitig erfassen können. Es vergleicht sich der photographischen Kamera: soll ein Photograph ein Gruppenbild aufnehmen, so schiebt er die Leute möglichst zusammen, daß sie auf der photographischen Linse sichtbar sind; befinden sie sich zu weit auseinander, so werden rechts und links einige Personen nicht auf der Platte erscheinen. Unser Bewußtsein gleicht einer solchen Linse, die gerade auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet ist. Mitten auf der Linse, resp. voll im Bewußtsein ist dasjenige, worauf wir in dem bestimmten Augenblicke unsere ganze Aufmerksamkeit richten; dasjenige, was wir mit unserer vollen Aufmerksamkeit erfassen, das ist im **Blickpunkt des Bewußtseins** und die Vorstellung, die im Blickpunkt des Bewußtseins ist, nennt man die **dominierende Vorstellung** (sie dominiert = herrscht vor im Bewußtsein). Wenn wir irgend etwas in Betracht ziehen, wird uns also zunächst die dominierende Vorstellung klar; nach und nach treten dann

die anderen Teile der Gesamtvorstellung ins Bewußtsein und können unter geeigneten Umständen jeder selbst dominierend werden. Worauf wir unsere volle Aufmerksamkeit wenden, das ist im Vordergrund des Bewußtseins. Alles übrige, was wir noch so gut kennen, aber worauf wir im gegebenen Augenblick unsere Aufmerksamkeit nicht voll wenden, ist im Hintergrund des Bewußtseins. Selbstverständlich kann alles, was im Hintergrunde des Bewußtseins ist — willkürlich oder unwillkürlich — in jedem gegebenen Augenblicke in den Blickpunkt kommen, aber nicht alles zugleich. Unsere Aufmerksamkeit geht von einem zum anderen. Je schärfer wir eine Einzelheit beobachten, desto weniger sehen wir von allem übrigen. Wir haben entweder eine Gesamtvorstellung von größerem Umfange, mit geringerer Deutlichkeit aller Teilvorstellungen, oder wir erfassen eine Teilvorstellung, mit Vernachlässigung des Gesamtumfanges der Vorstellung. Die meisten Menschen sind sich darüber klar, daß sie immer nur eine Vorstellung im Blickpunkte des Bewußtseins haben, also nicht etwa ein Musikstück hören und zugleich lesen oder lesen und ein Gespräch führen oder mehrere Briefe gleichzeitig diktieren können. In Wahrheit kann das niemand; die Leute, die sich des eben Angeführten rühmen, haben nur die große Beweglichkeit des Geistes, ungemein rasch von einem Thema zum anderen springen zu können und den Faden nicht zu verlieren, d. h. das Thema unmittelbar wieder da aufzunehmen, wo sie es eben früher verlassen haben. Durch die Raschheit im Wechsel wird die Vorstellung der Gleichzeitigkeit erweckt. Es ist stets nur ein Thema im Blickpunkt des Bewußtseins, aber das andere schwindet nicht ganz aus dem Bewußtsein.

Es kommt vor, daß gewissermaßen automatisch im Hintergrunde des Bewußtseins irgendein Vorgang spielt, während wir eine Vorstellung im Blickpunkt der Aufmerksamkeit haben, z. B. das Nachklingen einer gestern gehörten Melodie, während wir uns bemühen, unserer pflichtmäßigen Arbeit nachzugehen. Diese letztere ist im Blickpunkt, die ohne unser Zutun in Erinnerung kommende Melodie im Hintergrunde des Bewußtseins. Diese Erscheinung ist von der willkürlichen Beschäftigung mit zwei oder drei Dingen ganz zu trennen. Sie beruht darauf, daß die Nervenfasern, die durch einen einmaligen starken oder auch durch mehrmals wiederholten Reiz bewegt wurden, geneigt sind, diesen Reiz auch dann zu vermitteln, wenn er in Wahrheit gar nicht erfolgt ist, also uns den Eindruck, die Gehörsempfindung der Melodie ins Bewußtsein zu bringen,

obzwar diese Melodie äußerlich gar nicht anklingt. Dieser Vorgang vergleicht sich dem nachhaltigen Schmerzgefühl, das unsere Nerven empfinden, auch nachdem der schmerzzerregende Reiz schon aufgehört hat. Das Nachklingen der Melodie im Hintergrunde des Bewußtseins ist so wenig eine geistige Tätigkeit wie das Nörgeln der Zahnnerven, das wir, ebenfalls im Hintergrunde des Bewußtseins, empfinden, während wir z. B. fleißig arbeiten. Sobald die Aufmerksamkeit nachläßt, drängt sich der Zahnschmerz oder die Melodie in den Vordergrund des Bewußtseins.

Je häufiger die Nerven auf gleiche Weise erregt worden sind, desto gewohnheitsmäßiger stellen sich die daraus entspringenden Hirnzustände ein. Ein Bild, das der Sehnerv oft meinem Bewußtsein vermittelt hat, ist mir „bekannt“, d. h. es bedarf schließlich keiner besonderen Aufmerksamkeit mehr, um es in allen Teilen sofort zu erkennen, resp. um es innerlich vorstellen zu können, ganz ohne Reizung des Sehnerbs. Dasselbe ist bei allen äußeren Eindrücken der Fall und auch bei allen inneren Erlebnissen, beim Denken und Vorstellen. Habe ich mehrere Male eine Melodie gehört, so weiß ich sie „auswendig“, d. h. in meinem Hirn sind die einzelnen Reizphasen so fest und so genau in ihrer Reihenfolge aufgespeichert, daß ich sie willkürlich ablaufen lassen kann, ohne Mitarbeit des Gehörnerbs. Etwas, worüber wir öfters nachgedacht haben, „kennen“ oder „verstehen“ wir: die Erregung der Nerven, die das frühere Nachdenken verursachte, hat sich eingeübt, die Vorstellungsreihe geht einen gewohnten Gang, eine gewohnheitsmäßige Bahn. Wir lernen hören, sehen, denken, d. h. eben wir üben diese seelischen Tätigkeiten, so daß sie nach einer gewissen Anzahl von Wiederholungen sehr rasch und mit Selbstverständlichkeit ablaufen, daher wir uns selbst gar nicht mehr Rechenschaft darüber geben und glauben, diese Gedankenreihen kämen und gingen „von selbst“.

Das Einüben seelischer Tätigkeit setzt die Erinnerungsgabe voraus. Sie ist nichts anderes als die Veranlagung, vermöge deren eine Reizung des Gehirns einen gewissen Eindruck zurükläßt, so daß im Wiederholungsfalle der neue Eindruck als ein dem früher empfangenen ähnlicher empfunden, d. h. wieder erkannt wird. Wo dies nicht der Fall ist, „lernt“ man eben nichts, fängt fortwährend von vorn an. Nun empfangen wir aber selten eine ganz vereinzelte Reizung (einen Lichtblitz z. B.); zumeist sind es Reihen und Gruppen von Reizungen mannigfachster Art. (Wir haben also z. B. mit der plötzlichen Helligkeitsempfindung auch einen Wärme- oder Gehörs- oder noch einen

Gesichtseindruck, sobald z. B. in dem erhellten Gesichtsfelde auch irgendein Gegenstand kenntlich wird usw.) Dadurch, daß nun Gruppen von Reizungen dem Gehirn gleichzeitig zugeführt werden, gewöhnen wir uns, sie gleichzeitig zu empfinden, so daß eine solche Gruppe von Reizungen eine Gesamtvorstellung erzeugt, die wir zunächst gar nicht zergliedern. Auf diese Weise erfassen wir die Dinge, wie oben dargelegt wurde.

Wenn hier von „einüben“ gesprochen wird, so ist es vielleicht am Platze, einem Mißverständnis vorzubeugen. Es handelt sich dabei nicht nur um das absichtliche, sondern auch um das unabsichtliche Einüben der Intelligenz, um Vorgänge, die zum großen Teil in der ersten Lebenszeit, also ohne unser Bewußtsein, vor sich gehen. Das intelligenzbegabte Wesen entwickelt in sich die Anlage zur Erinnerung, zur Verknüpfung der Eindrücke und erfährt ihre Gesamtheit auf Grund dieser Einübung. Das **Verständnis** für diese seelischen Vorgänge aber ist etwas hiervon sehr Verschiedenes; das Erste, was wir üben, ist das Letzte, dessen wir uns bewußt werden, das Schwerste für unser Verständnis. Tatsächlich sind wir über die letzten Prozesse der Erkenntnis- und Denktätigkeit gar nicht unterrichtet und arbeiten hier mehr mit Hypothesen und Gleichnissen als auf irgendeinem anderen Gebiete.

Die wichtigste Rolle in unserem Seelenleben spielt die Assoziation (Verknüpfung) von Vorstellungen. Die Teilvorstellung ruft die Gesamtvorstellung hervor; die Erweckung der Teilvorstellung durch einen äußeren Reiz bewirkt, daß die Gesamtvorstellung über die Schwelle des Bewußtseins gehoben wird. Das ist also der psychische Vorgang, wenn der Gehörseindruck Pferd im Bewußtsein perzipiert wird. Der Eindruck der Lautreihe Pferd ist ein Teil der Gesamtvorstellung Pferd und sobald das sensorische Sprachzentrum diesen Eindruck dem Bewußtseinszentrum vermittelt, wird die Gesamtvorstellung 'Pferd' in den Vordergrund des Bewußtseins gehoben. Hätten wir aber das Wort Pferd noch nie gehört, wäre uns die Verbindung von Lautreihe und Gegenstandsbild nicht geläufig, so könnte der Gehörseindruck die Vorstellung nicht über die Schwelle heben: wir würden also dann durch den Gehörseindruck nicht veranlaßt, an das Betreffende zu denken. Ist aber die Verbindung von Gehörseindruck und Vorstellung eingeübt, so tritt infolge des Gehörseindruckes die Vorstellung in den Blickpunkt des Bewußtseins. Ein andermal wird ein Gesichtseindruck dasselbe bewirken. Ich sehe eine bestimmte Schattierung Rot und „erinnere mich dabei“

einer Person, die ein solches Kleid trug bei dieser oder jener Gelegenheit, erinnere mich der Stimmung, in der ich war, der Musik, die dabei ertönte usw. Die rote Farbe ist offenbar ein Teil der Gesamtvorstellung, die eben in mir aufsteigt.

Der Teil ruft das Ganze in den Blickpunkt des Bewußtseins. Wenn ich nun während eines Gesichtseindrucks regelmäßig auch einen Gehörseindruck bekomme — wie wir es eben früher beim Sprechenlernen geschildert — so ist der psychische Vorgang in folgender Weise zu fassen: der Gehörseindruck, z. B. die Lautreihe 'Pferd' ist ein Teil der Gesamtvorstellung des Pferdes und ruft, sobald er ins Bewußtsein fällt, die Gesamtvorstellung hervor.

Auf Grundlage dieser Beobachtungen müssen wir uns die erste Aneignung der Lautsprache vorstellen. Das beobachtende Individuum hat eine Gesamtvorstellung, irgendeinen äußeren Eindruck, verbunden mit einem Gehörseindruck, z. B. ein Vogel sieht die Raqe kommen; die Angst preßt ihm einen Schrei aus. Die Gesamtvorstellung für einen anderen Vogel ist nun: die schleichende Raqe und der Angstschrei. Hat sich das mehrere Male wiederholt, so ist hinfort der Schrei ein Teil der Gesamtvorstellung „die Raqe kommt“ und löst sie, sobald er gehört wird, aus. So wird der Schrei zum Mittel der Mitteilung: die Raqe kommt. Ein anderer Fall: das fließende Wasser verursacht ein gurgelndes Geräusch, das auf die eine oder andere Weise nachgeahmt werden kann. Läßt man das Geräusch ertönen, so erweckt man im Bewußtsein des Hörenden auch die Vorstellung des Wassers und veranlaßt den anderen auf diese Weise, sich das Wasser vorzustellen. Daß die Aneignung der Sprache tatsächlich in dieser Weise vor sich geht, mögen einige Erfahrungen an Kindern erhärten.

1. Ein zwanzig Monate altes Mädchen sieht, wie seine ältere Schwester gekämmt wird und vereinigt als Gesamtvorstellung das Haar, das Kämmen, den Kamm und den sich oft wiederholenden Ausruf „Au!“, den die Schwester ausstößt. Für das Kind wird nun unter 'Au' die Handlung des Kämmens, der Kamm, das Haar zusammengefaßt. Jedes dieser Teile der Gesamtvorstellung heißt 'Au'. Es ist ganz einfach der Gehörseindruck in die Gesamtvorstellung einbezogen.

2. Ein Kind will dem Ofen zu nahe kommen, man sagt ihm vor: „das ist heiß“. Das Kind verbindet auch wirklich den Gesamteindruck mit dem Gehörseindruck, aber in anderer Weise, als die Umgebung erwartet. Daß der Ofen 'heiß' ist, hat es nicht bemerkt, aber der Ofen war glänzend, und das Kind überträgt nun die Be-

zeichnung 'heiß' auf alles Glänzende, z. B. eine Stanne usw. Der Gesichtseindruck war in diesem Falle die dominierende Vorstellung, die dem Kinde bei der Lautreihe 'heiß' vor allem vor-schwebte. Daher lockte der Eindruck von etwas Glänzendem auch wieder die Lautreihe 'heiß' über die Schwelle des Bewußtseins. Es ist natürlich nur ein Zufall, daß dieser Vorgang mit dem bei uns üblichen im Widerspruch steht. Wir verbinden eben mit der Lautreihe h-e-i-ß nicht die Vorstellung des Glänzenden. Der Vorgang zeigt uns aber den Weg, wie durch die dominierende Vorstellung die Wiederhebung des Gehörseindruckes über die Bewußtseins-schwelle erfolgt.

Ein dritter Typus ist folgender: ein Kind erhält eine Ziege auf Kädern mit wirklichem Haar, die es entzückt. Da nun sein Freudengeruf 'ei' ist, so benennt es das Spielzeug nach dem Gemütsanteil, den es an ihm nimmt, nach dem Freudengeruf, den ihm der Anblick entlockt: 'Ei'.

In all diesen Fällen erwächst die Bezeichnung aus der Gesamtvorstellung und haftet an der dominierenden Vorstellung, von wo aus sie sich auch auf die Teile erstreckt.

Die Bezeichnung der Gesamtvorstellung — sei es durch traditionelle Gebärden oder durch Laute — ist gewiß ein großer Fortschritt in der geistigen Entwicklung des Individuums. Unendlich weit aber ist der Abstand von da zur gegliederten Sprache, die die Teile im Verhältnis zum Ganzen bezeichnet und die voraussetzt, daß das denkende Subjekt die Teile als solche erkennt und jedem seine Stellung im Verhältnis zum Ganzen anweist.

IV.

Die Gliederung der Sprache. Sprechen und Denken. Sprachgebrauch.

Daß die Tiere denken, ist kaum zu leugnen; denn „Denken“ heißt entweder: Teilvorstellungen zu einem Ganzen verknüpfen oder eine Gesamtvorstellung in ihre Teile auflösen. Beides kann man bei geistig entwickelten Tierarten beobachten; z. B. kennt der Hund den inneren zwingenden Zusammenhang zwischen verbotenerm Tun und Prügel, der Vogel modifiziert die Größe, Form und Schwere seines Nestes im Verhältnis zur Tragfähigkeit der Äste, er kommt nicht wieder, wo man ihm das Nest zerstört hat usw. Die Tiere können

also aus der Erfahrung lernen, sie können Ursache und Wirkung verknüpfen. Freilich können sie die auf irgendeinem Gebiete gemachte Erfahrung nicht willkürlich auf ein anderes Gebiet übertragen wie wir, sondern diese Erfahrung haftet am gleichartigen Material: der Hund lernt, daß er keine Wurst stehlen darf, wird aber daraus nicht von selbst die Lehre ziehen, daß er überhaupt nichts nehmen soll, sondern er wird dies bei jedem Ding einzeln erlernen müssen. Die Tiere denken, wie wir annehmen müssen, in Gedankenkomplexen, die sie in richtige Verbindung bringen.¹⁾

Nicht anders wir Menschen. Wir denken nicht oder nicht immer in ausgeführter Gedankenzergliederung; das würde sehr lange dauern. Vielmehr sind die Gesamtvorstellungen wie Nebelflecke in unserem Bewußtsein. Wir kennen sie als Ganzes und arbeiten geistig mit solchen ganzen Werten, die wir nicht jedesmal weiter zerlegen. Doch ist unser Denken ein durchaus anders gearteter geistiger Vorgang als das Denken der Tiere. Wir haben nämlich zwei ganz verschiedene Stufen in unserem Geistesleben zu scheiden: die erste, in der wir die Zergliederung noch nicht vornehmen können, die zweite, in der wir sie nicht mehr vorzunehmen brauchen. Die erste entspricht jenem Kindheitsalter und jener Periode des Menschengeschlechtes, in der Denken und Sprechen noch in den Anfängen der Entwicklung war. Die zweite zeigt den rasch und leicht Denkenden, der über die Schwierigkeit der Zerlegung seiner Gesamtvorstellung hinausgelangt, weil sie ihm in ihren Teilen bekannt und geläufig ist.

Auf einer frühen Kulturstufe begnügte sich der Mensch wie das eben sprechen lernende Kind mit einer einheitlichen Generalbezeichnung einer Gesamtvorstellung, wie das früher erwähnte 'Au' für den Vorstellungskomplex des Kämmens usw. Wir müssen annehmen, daß auf diese Weise Sprache entstand und daß daher die Urbezeichnungen äußerst vieldeutig waren. Denn 'Au' bedeutet nun nicht nur kämmen, sondern auch gekämmt werden, das gekämmte Objekt (Haar), das kämmende (Kamm), den Schmerzensschrei und die Ursache des Schreies (das Haarereißer); es bedeutet die Handlung in der gegenwärtigen und vergangenen Zeit. Im Laufe der weiteren Entwicklung mußte eine solche Vieldeutigkeit

1) Inwieweit Tiere Instinkthandlungen oder erfahrungsgemäße Vernunftthandlungen ausführen, gehört weiter gar nicht in den Kreis dieser Betrachtung.

notgedrungen beseitigt werden. Das Kind — die Einzelentwicklung kann sehr wohl hier als Beispiel für die Gesamtentwicklung stehen — will deutlicher erzählen, will die Einzelheiten des Vorganges berichten. Es zerlegt bei lebhafterem Denken die Gesamtvorstellung und wie die einzelnen Teile ihm ins Bewußtsein kommen, will es sie benennen. Es fügt also zu der allgemeinen Bezeichnung (Au) zunächst eine Deutebewegung (wer gekämmt worden), es fügt den Namen der betreffenden Person hinzu usw. Wäre das Kind nicht unter Menschen, die ihm die landläufige Bezeichnung „kämmen“ beibringen, so würde es ein Zeitwort *auen* = kämmen, zu *Au* = Kamm, *Auer* = Person, die kämmt, usw. bilden; d. h. es würde nach dem Muster ihm bekannter Wortgruppen eine neue bauen. Zu irgendeiner Zeit muß es aber so gewesen sein, daß es noch keine Wortgruppen gab, nach deren Muster man neue bilden konnte. Damals also gab es nur Generalbezeichnungen für ganze Gedankenkomplexe; diese müssen wir uns als Wortstämme vorstellen. Aus ihnen lösten sich im Laufe der Zeiten die einzelnen Glieder los und so entstanden dann die äußerst zahlreichen Wörter, die oft zu einem Stamm gehören und uns die verschiedensten Veränderungen des Urbegriffes vorführen. So z. B. den Wortstamm (die Wurzel) *fahr-*. Sie war ursprünglich Generalbezeichnung für die Vorstellung der „Bewegung über die Fläche hin“¹⁾; aus ihr lösten sich nach und nach, als die verschiedenartigsten Einzelvorstellungen ins Bewußtsein kamen, zahlreiche Einzelbezeichnungen (über die Wortbildung vgl. unten S. 74) wie die Bezeichnung des Tuns (*fahren*) mit Angabe der handelnden Person (er fährt, ich fahre usw.), der Zeit (ich fuhr usw.), der bestimmten oder unbestimmten Aussage (ich führe); die ausgeführte Handlung: *Fahrt*, die sie ausführende Person: *Fahrer*, Teilnehmer an der Fahrt: *Gefährte*, der Gegenstand, der gefahren wird: *Fuhre*; *Weg*, der (durchs Wasser) „befahren“ werden kann, (gangbar ist): *Furt*, Fahrzeug: *Gefährt*, *Fähre*, Leiter der Fahrt, resp. des Fahrzeuges: *Fährmann*, *Ferge*, *Fuhrmann*, schlechtes, unangenehmes *Fahren*: *Fahrerei*; jemand oder etwas *fahren* machen: *führen*, „*fahrtbereit*“ sein: *fertig*, wer viel reist, kundschaftet viel aus, er *erfährt* etwas, ist *erfahren* usw.

1) Diese allgemeine Bedeutung erkennen wir noch in Ausdrücken, wie *fahrende Habe* („bewegliches Gut“), *fahrender* (wandernder) *Gesell*; *auffahren*; *hochfahrend*; etwas *fahren* lassen. *Fahriges* *Wesen*; *Willfährig* u. a. Die Bedeutungsverengung „mittels eines Fuhrwerkes von der Stelle kommen“ ist verhältnismäßig jung.

Der Wortstamm stellt die dominierende Vorstellung vor; das „Fahren“ ist im Blickpunkt der Aufmerksamkeit. Nach und nach werden die Einzelheiten hinzugefügt: wer fährt usw. Nicht anders spricht noch jetzt das Kind in seinen Anfängen: Es tritt ins Zimmer, erblickt auf dem Tisch einen Apfel, den es gern essen möchte und sagt: Apfel. Von dem Gedankenkomplexe: „ich (Hans) möchte den Apfel essen, den ich hier auf dem Tisch liegen sehe“, wird nur das ausgedrückt, was ihm am meisten im Sinne ist, das Wichtigste: der Apfel selbst. Erst sehr allmählich lernt das Kind in ganzen Sätzen sprechen, d. h. seinen Gedankenkomplex vollständig ausdrücken.

Drücken wir Erwachsenen uns immer vollständig aus? Entwickeln wir den Gedankenkomplex, der uns eben beschäftigt, stets bis in alle Einzelheiten? Niemals oder so gut wie nie, wenn wir sprechen. (Anderz freilich beim Schreiben.) Es wäre uns gar nicht möglich, es zu tun; es würde des Redens kein Ende sein. Einen Gedankenkomplex ganz entwickeln, hieße die Gesamtvorstellung in alle ihre Einzelheiten zerlegen; ich müßte z. B. wenn ich sagen will „der Vater kommt“, die tausend Einzelzüge, die die Vorstellung meines Vaters in mir weckt, aufzählen; seine äußere Erscheinung, seinen Gang, seine Art zu läuten, die Tür zu öffnen, zu grüßen, zu sprechen, seinen Charakter, seine Stimmung usw. Alle diese Züge sind mir, wenn ich daran denke, unmittelbar gegenwärtig; aber ich bin gewohnt, sie mit der Gesamtbezeichnung „Vater“ zu benennen und dann nicht allemal diese Gesamtvorstellung zu zerlegen, eben weil sie mir so ganz geläufig ist. Es wäre aber auch überflüssig, falls z. B. die Person, zu der ich sage „der Vater kommt“, den Vater eben so mit allen seinen Einzelzügen kennt. Wenn aber die angeredete Person den Vater nicht kennt und ich sie veranlassen will, sich eine genaue Vorstellung von ihm zu machen, dann muß ich natürlich alle Einzelzüge aufzählen und alle Teilvorstellungen zusammentragen, damit der Hörende daraus die Gesamtvorstellung des Vaters in seinem Geist aufbauen könne.

Wir zerlegen also unsere Gesamtvorstellungen im Sprechen immer nur so weit es die Sachlage gebietet. Was von der Gesamtvorstellung beim Hörer als bekannt vorausgesetzt wird, bleibt unausgesprochen; soll mir z. B. jemand ein Buch bringen, das er nicht kennt, so werde ich es genau schildern: Bringen Sie mir die „Gespenster“ von Ibsen, im grauen Einband, aus dem und dem Fach des Kastens usw. Den mit Buch und Bücherkasten Vertrauten bitte ich kurzweg um die „Gespenster“.

Eine große Quelle undeutlichen, mißverständlichen Redens entspringt daher, daß wir unüberlegt von uns auf andere schließen, als bekannt voraussetzen, was dem Hörer ungeläufig ist, und ihm daher in der Ergänzung der Gesamtvorstellung eine Arbeit zumuten, die er nicht leisten kann oder will. Wenn wir umgekehrt zu wenig voraussetzen, werden wir unerträglich breit und schwerfällig.

Wir knüpfen immer an das an, was dem Hörer bekannt ist, und gehen von da weiter zu dem, was wir eigentlich mitteilen wollen. Das Bekannte wird nicht mehr zergliedert. Nun gehört natürlich zu dem dem Hörer Bekannten alles das, was er während des Gespräches vor sich sieht: die ganze Situation der beiden Sprechenden, das Zimmer, in dem sie sich befinden, ihre Stellung zueinander (ob sie sich den Rücken kehren, sich einander zuwenden, sich umarmen usw.), alles Dinge, die bei Mitteilung an einen Abwesenden notwendigerweise ausgedrückt werden müßten. Wenn ich mit jemandem eine Bergtour mache, kann ich, auf dem Gipfel angelangt, alles, was ich sehe und empfinde, in ein „Schön!“ zusammenfassen. Mein Gefährte sieht ja dasselbe und weiß, was ich meine. Ich habe nur meiner Empfindung Ausdruck zu geben. Wenn ich eine Ansichtskarte versende, kann der Empfänger sich ebenfalls aus dem Bilde und dem darunter gesetzten „Schön!“ die ganze Situation in seinem Geiste aufbauen, ja auch dann noch, wenn nur der Poststempel ihm einen Namen nennt, der ihm die Vorstellung einer prächtigen Landschaft ins Bewußtsein bringt. Das Bild leistet Ersatz für lebendige Gegenwart, der Name ist unter solchen Umständen die Mitteilung einer Gesamtvorstellung: der prächtigen, dem Leser bekannten oder mindestens durch die Hinzufügung des Wortes „schön“ nunmehr als prächtig zu denkenden Gegend. Auf einem leeren Blatt Papier jedoch würde das Wort „schön“ im Geist des Lesers gar keine Gesamtvorstellung erwecken, denn er wüßte ja nicht, welcher Art die Gesamtvorstellung war, die dem Schreiber als schön erschien.

Aus der Situation ergibt sich das verkürzte Sprechen auch für **Ruf** und **Befehl**. Wenn ich, vom Zuge absteigend, „Träger!“ rufe, so ist die Gesamtvorstellung die: ich brauche einen Mann, der mein Gepäck zum Wagen befördert, und setze voraus, daß hier jemand steht, der geneigt ist, diese Arbeit zu leisten. Nicht anders beim namentlichen Anruf „Hans!“ = ich wünsche mit der Person zu sprechen, die den Namen Hans führt und mit der ich so gut bekannt bin, daß ich sie beim Vornamen bezeichnen kann. Oder beim Befehl: „den Hut!“ Gesamtvorstellung: da und da liegt mein Hut. Ich setze

voraus, daß die angeredete Person den Hut und den Ort, wo er liegt, kennt. Diesen Hut brauche ich jetzt und wünsche, daß der Angeredete mir dazu ver helfe. Ausgesprochen wird nur, was ich wünsche, als die dominierende Vorstellung. Bei der Ermahnung: „Den Arm!“, die ich dem aufgeliimmelt Dastizenden zurufe, ergänzt dieser sich alles weitere sofort selbst, nämlich, daß er den Arm vom Tische wegnehmen soll.

Es ist im Gespräch ganz selbstverständlich, daß der Sprecher und der Hörer — ihre Rollen wechseln fortwährend — ein und dieselbe Gesamtvorstellung haben, die sie einander gegenseitig erweitern und berichtigen. Alles, was beiden Teilen geläufig ist, wird nicht weiter ausgeführt. z. B. A: „Ich wundere mich, daß N. schon so früh aufgestanden ist“. B: „Er hat heut besser geschlafen“. Die Gesamtvorstellung „N. ist früh aufgestanden“, ist bei A nicht vollständig, denn er weiß die Ursache nicht („ich wundere mich“ bedeutet ja nichts anderes); diese wird von B hinzugefügt. Würde A voraussetzen, daß B die Ursache mit Sicherheit angeben kann, so würde er seinen Satz in der Frageform vorbringen, und zwar in der Frage nach der Ursache: „Wieso ist N. heut so früh aufgestanden?“ Der Fragende zeigt (durch das Fragewort oder durch den Frageton) geradezu an, daß ihm ein Teil von der Gesamtvorstellung fehlt. Der Antwortende bringt nun diesen Teil hinzu, ohne die Gesamtvorstellung weiter zu erwähnen; z. B. A: „Wann kam N. an?“ B: „Gestern“. Gesamtvorstellung: N. ist gestern angekommen; hiervon fehlt dem A die Zeitbestimmung (gestern); er weiß nur, daß N. angekommen ist. B weiß das Ganze, fügt aber nur den Teil hinzu, der dem A fehlt. Ganz anders liegt die Sache beim Fragen und Antworten in der Schule. Hier kennt der Lehrer die Gesamtvorstellung und will sich überzeugen, ob sie der Schüler ebenfalls kennt. Da es sich gleichzeitig um Übung in wohlgesetzter Rede handelt, werden Schulfragen so beantwortet, als ob dem Fragenden die Gesamtvorstellung mitzuteilen wäre. Im wirklichen Gespräch ergibt sich die Unmöglichkeit solcher Antworten unmittelbar von selbst.¹⁾

Es gibt aber noch andere Fälle, in denen wir unsere Gesamtvorstellung nicht ganz entwickeln; Fälle, in denen wir uns gar nicht die Frage vorlegen, ob der Hörer über das, was wir reden wollen,

1) Legt ein Dichter sie seinen Gestalten in den Mund, so empfinden wir die Breite der Sprache als lästig und unnatürlich, wo nicht gar als lächerlich.

irgend bewandert ist, in denen wir überhaupt nicht mit ruhiger Überlegung reden, sondern von irgendeiner inneren Bewegung (vom Affekt) hingerissen sind. In solchen Fällen machen wir es wie die Kinder oder Urmenschen, wir stoßen die dominierende Vorstellung hervor und lassen alles übrige ungesagt (oder sagen es erst nachträglich, zur Erklärung, wenn wir sehen oder vermuten, daß wir nicht verstanden werden). Es sei z. B. die Gesamtvorstellung: im Hause gegenüber im dritten Stock dringen Flammen aus dem Fenster. Ausgesprochen wird aber nur die dominierende Vorstellung im Ausruf „Feuer!“, dann folgt die zweitwichtigste Mitteilung, wo das Feuer ausgebrochen ist: „Feuer! Im dritten Stock gegenüber.“ Je aufgeregter wir sind, desto weniger werden wir imstande sein, die Gesamtvorstellung zu zerlegen. Umgekehrt, mit Ruhe und Überlegung sprechend, werden wir uns vorhalten, was wir in jedem Augenblick der Mitteilung dem Hörenden am zweckmäßigsten sagen. Diese zweckmäßige Reihenfolge der Einzelmitteilungen zu finden ist den wenigsten Menschen von Natur gegeben. Wir erlernen sie. So wie wir lernen, die Laute richtig zu bilden, lernen wir auch in höherem Sinne sprechen. Das Kind muß dazu angehalten werden, eine Geschichte so zu erzählen, daß stets das, was man früher erfahren muß, auch wirklich früher ausgesprochen wird. Bei diesem Sprechlernen handelt es sich nicht nur darum, daß wir rascher verstanden werden sollen, sondern auch darum, daß wir selbst klarer über die Dinge denken lernen. Wer klar denkt, spricht klar. So wie es ein unordentliches, undeutliches Artikulieren gibt (vgl. oben S. 36), so gibt es auch ein unordentliches, undeutliches Denken und Ausdrücken. Hier ist nun wieder daran zu erinnern, daß die Undeutlichkeit des Ausdruckes ein wechselnder Begriff ist. Jemand kann klar denken und für seine nähere Umgebung klar sprechen, während der Außenstehende nichts von der Mitteilung versteht. Das kommt daher, daß diesem Außenstehenden die Gesamtvorstellungen des Sprechenden nicht geläufig sind, so daß er das Fehlende nicht ohne weiteres ersetzen kann.

Wer rasch und sicher verstanden sein will, muß sich also in die Seele des Hörenden versetzen und sich klar machen, was er als bekannt voraussetzen darf. Dies gilt von jeder Erklärung, jeder Mitteilung. Will ich erklären, was ein „Spitz“ ist, so werde ich an dem Punkte einsetzen, wo mein Zuhörer noch eine geläufige Vorstellung hat, z. B. Hund mit langen Haaren. Eventuell muß ich noch weiter zurückgehen und den Begriff „Hund“ erklären. Ebenso wird jede auf

einen weiteren Kreis berechnete Mitteilung (z. B. ein Vortrag) zweckmäßigerweise so eingerichtet, daß die Hörenden fortwährend von Bekanntem zu Neuem geführt werden, bis der Sprechende ihr Gesichtsfeld um so viel erweitert hat, daß der Gegenstand des Vortrages nun voll und rund vor ihnen liegt. Wer seinen Gegenstand beherrscht, kann auch berechnen, welche Teilvorstellung stets für das Verständnis die nächstwichtigste ist, und wird nicht genötigt sein, die Darstellung gelegentlich zu unterbrechen, um nachzutragen, was er früher hätte bringen müssen. Daher das Wahrwort: Lehrend lernen wir. Indem wir uns bemühen, dem Hörer möglichst leichten Weges zur Bekanntschaft mit einer Vorstellung zu verhelfen, zerlegen wir recht deutlich diese Gesamtvorstellung in alle ihre Teile und werden dadurch genötigt, selbst über jede Teilvorstellung und ihr Verhältnis zum Ganzen nachzudenken, uns darüber Rechenschaft zu geben. Man ist nur dann sicher, daß man etwas wirklich versteht, wenn man es einem anderen gut erklären kann.

Nun betrachten wir abermals das **Verhältnis von Sprechen und Denken**. Jedes Wort drückt einen Gedankeninhalt aus, d. h. jedes Wort gibt dem, der es hört, Gelegenheit, eine gewisse Vorstellung über die Schwelle des Bewußtseins zu bringen, vgl. Haus; über (Vorstellung des räumlichen Verhältnisses zweier Gegenstände); der (Hinweis auf etwas zu Nennendes oder zu Sehendes) usw. Es ist klar, daß jedes neue Wort, das wir lernen, uns veranlaßt (resp. befähigt), einen neuen Gedankeninhalt in unser Bewußtsein zu bringen, unsern Denkhorizont erweitert. Kaum zwei Wörter haben einen wirklich gleichen Gedankeninhalt, so daß das eine sich mit dem anderen vollständig deckt; je mehr Ausdrücke uns zu Gebote stehen, desto deutlicher können wir uns also über die verschiedenen feinen Unterschiede in unserem Denken und Beobachten Rechenschaft geben, desto deutlicher können wir einen anderen (den Hörer) veranlassen, diese feinen Unterschiede selbst zu machen. Völker und einzelne Menschen auf tieferer Kulturstufe sind wortärmer als Menschen und Völker von hoher Kultur.

Nehmen wir z. B. ein Wort wie Wagen. In einer armseligen Gebirgsfiedelung, wo es wenig bebautes Land gibt und die Wege nur Klettersteige sind, wird es einen Ausdruck für Mistkarren geben, aber kaum einen für Leiter(Heu)wagen, weil man eben einen mit Zugtieren bespannten Wagen nicht verwenden kann, wo es keinen fahrbaren Weg gibt. Wenn den Bewohnern dieser Gebirgsfiedelung nicht von anderen Dörfern her die Bezeichnung

und die Sache selbst zukommt, so werden sie aus eigenem nicht wissen, was ein Wagen ist, noch das Wort Wagen kennen. Je mehr dagegen in einem Ort gefahren wird, desto eher werden sich verschiedene Arten von Fuhrwerk entwickeln, um allen Anforderungen zu genügen; jede neue Art wird mit einem bestimmten Namen bezeichnet und jeder dieser neuen Namen (jedes neue Wort) zeugt von einer Erweiterung des Bedarfs, von einem Kulturfortschritt. Die Wörter für Schifffahrt, alle Ausdrücke des Seelebens können sich nur am Meeresufer, resp. an fahrbaren Strömen entwickeln. So kommt es, daß die Oberdeutschen, die im Binnenlande wohnen und in deren Gebiet nur Gebirgsflüsse fließen, nur eine beschränkte Anzahl von Ausdrücken für Wasserfahrzeuge geprägt haben. Die große Mehrzahl dieser Wörter drang aus dem niederdeutschen Sprachgebiet zu jenen und in die Schriftsprache, die ja ihrem Kern nach oberdeutsch ist.

Noch ganz anders liegt es bei Wörtern abstrakten Inhalts, z. B. Tugend, Glaube, Überzeugung usw. Jeder Mensch (Kind oder Erwachsener) lernt die Konkreta ohne weiteres, mit einem neuen Gegenstande den neuen Namen; dies ist Sache der Erinnerung (vgl. oben S. 41). Wenn es sich aber um Abstrakta handelt, um Vorstellungen, die nicht mit den Sinnen erfaßt werden können, sondern nur mit dem Denken, bedeutet die Bekanntschaft mit einem neuen Worte zugleich die Erweiterung der Denkfähigkeit; ein solches Wort muß erklärt werden, der Betreffende muß lernen, die richtige Vorstellung damit zu verbinden; er übt sein eigenes Denken, indem er sich bemüht, es richtig zu verwenden. Je mehr der Mensch nur dem täglichen Bedürfnis lebt, desto ferner liegen ihm daher Wörter, die sich ausschließlich auf Denkprozesse beziehen. Die Verwendung von Abstrakten kennzeichnet die Sprache der Gebildeten. Wenn ein Volksstamm sich sehr eifrig und ausschließlich etwa mit Ackerbau oder Schifffahrt usw. beschäftigt, so wird er alle einschlägigen Wörter in seiner Sprache haben, aber von Ausdrücken für seelische Vorgänge werden nur wenige vorhanden sein. Wir sehen das deutlich bei vielen Dialekten, die plötzlich zu schriftlichen Mitteilungen allgemeinen Inhaltes benützt werden sollen. Es fehlt allenthalben an Ausdrücken, die dann aus irgendeiner anderen kultivierten Sprache herbeigezogen werden.

Wie nun, wenn ein Volk aus eigener Kraft zu einer höheren Kulturstufe aufsteigt? Wie schafft es, woher bezieht es seine Abstrakta? Durch Umwandlung des in der Sprache Vorhandenen.

Alle Abstrakta entstehen aus Konkreten. Die Ausdrücke für sinnliche Vorgänge werden auf geistige übertragen: begreifen = vgl. betasten, rund herum angreifen, also ganz in Besitz nehmen; vorstellen = vor sich (vor sein Auge) stellen, vor sein geistiges Auge stellen usw. Jeder solche Ausdruck ist zunächst ein kühnes Bild gewesen; wir können uns das leicht vorstellen, wenn wir irgendeine jetzt ungewöhnliche Redensart bilden, wie z. B. wenn jemand sagte: ich setze mich auf das und das, statt „ich ergreife Besitz“. Seinerzeit war „Besitz ergreifen“ gewiß nicht weniger sinnfällig und bildhaft. Es wurde aber so zahllose Male im übertragenen Sinn verwendet, daß man schließlich das wirkliche Sitzen dabei gar nicht mehr bedenkt. Was für eine grobsinnenfällige Vorstellung liegt der Redensart „sich etwas herausnehmen“ zugrunde! „Was nimmst du dir heraus?“, ein Bild von der täglichen Mahlzeit, als jeder mit seinem Löffel in die gemeinsame Schüssel langte. heucheln bedeutete einst „kauern, sich bücken“, gefallen jemandem nach Wunsch fallen. Nicht anders natürlich bei Substantiven und Adjektiven. Ich habe Gründe, das nicht zu tun. Grund = das unterste, das feststehende, worauf das übrige ruht; vgl. Grundmauer, Grund und Boden = der Erdboden; Wiesen- grund; liegende Gründe. Von daher übertragen auf dasjenige Vorstellungsobjekt, auf das sich meine Schlußfolgerung stützt, die Ursache, die mich bewegt, etwas zu tun. Man beachte den Widersinn, der also in dem Satze „ich begreife deine Gründe“ läge, wenn wir die ursprüngliche, konkrete Bedeutung in den beiden Wörtern annehmen wollten. Gefühl bedeutet zunächst Tastsinn, wie fühlen im Althochdeutschen „tasten“. Nun verwenden wir es für die letzten und feinsten Regungen des Seelenlebens. Erwägung ist das gegeneinander Abwiegen der Vorstellungen, wie der Kaufmann das Gewicht seiner Ware feststellt. Daher auch gewichtig, das jetzt nur noch im übertragenen Sinne verwendet wird, während die konkreten Dinge „schwer“ sind. Aber auch „schwer“ verwenden wir in abstrakter Bedeutung; heiter ist ursprünglich „hell, glänzend“, später schildert es auch die Gemütsstimmung. List war zuerst Geschicklichkeit, Kunstfertigkeit, also Handfertigkeit. Nun sprechen wir von Hinterlist. Das Fleisch ist zäh und auch der Mensch, der unentwegt seinem Ziele nachstrebt. Ziel gehört zu erzielen, althochdeutsch zilôn sich beeilen, in verwandten Sprachen „sich beeifern, das Feld zu bebauen“. Zucht und erziehen gehören zum tatsächlichen Ziehen (Lasten führen).

Man überlege noch folgende Wörter: Ansicht, Überlegung, Aussicht. Ich hege den Wunsch. Ausnahme, Annahme, Ableitung, Ver-

wicklung, Entwicklung, Verlegenheit, verlegen sein, Übermaß, mittelmäßig (vgl. noch unter VI).

Eine solche Entwicklung von konkreten Worten zu abstrakter Bedeutung ist innerhalb eines Menschenlebens kaum möglich. Ein einzelner gebraucht ein Wort in bestimmter Verwendung; aber es ist eben dann doch nur eine vereinzeltete Gebrauchsweise. Zu allgemeinem Sprachgut kann es nur dann werden, wenn zuerst Mehrere, dann Viele das Wort in dieser neuen Verwendung aufgreifen und der folgenden Generation weiter überliefern. Sprache beruht in erster Linie auf **Überlieferung**.

Das, was der einzelne schafft, wird in zahllosen Fällen wieder untergehen; nur insofern er etwas schafft, das bei vielen Anwert findet, insofern sein Streben mit dem Streben vieler übereinstimmt, erhält es Bestand. Indessen ist das Leben des einzelnen viel zu kurz, als daß irgend etwas Kennenswertes darin zustande gebracht werden könnte. Alle großen Kulturfortschritte der Menschheit beruhen darauf, daß die unendlich kleinen Fortschritte einer Generation sich mit denen der früheren und der folgenden verknüpfen und so eine fortlaufende Reihe von Bewegungen nach dem gleichen Ziele durch die Jahrhunderte und die Jahrtausende läuft. Wenn nicht die ältere Generation der folgenden ihren Kulturfortschritt übermittelte, müßte diese jüngere Generation eben wieder da anfangen, wo die ältere stand, und so wäre die Erfahrung dieser letzteren verloren. Auf dieses Bewußtsein gründet sich die Heiligkeit, mit der alle Tradition umgeben wird. Es ist der Respekt vor dem Ringen und Streben der Vorfahren. Während nun die Tradition uns tatsächlich zu unserer Kultur verhilft, ist natürlich ein allzu starres Festhalten an der Tradition geeignet, für die Entwicklung der Kultur gerade das entgegengesetzte Schicksal heraufzubeschwören, indem der natürliche weitere Fortschritt gewaltsam unterbunden und unmöglich gemacht wird. Dies gilt für die Sprache so gut wie für alles andere Kulturgut, das uns überliefert wird; nur mit dem Unterschiede, daß die Sprache sich auf die Dauer keinem Zwange fügt. Es kommt vor, daß Völker auf einer gewissen Kulturstufe bestrebt waren, ihre von den Altvordern überkommene Sprache auf einem bestimmten Punkt festzuhalten. Dies ist aber nie geglückt. Die Sprache verändert sich fortwährend, ob wir wollen oder nicht. Jeder von uns hat sein Teil daran; so wie jeder von uns an der Überlieferung der Sprache mit arbeitet, so trägt andererseits auch jeder zu ihrer Veränderung bei.

Wie bemerkt, ist uns nur die Sprachfähigkeit angeboren, nicht aber das Sprechen. Um wie viel weniger eine bestimmte Sprache! Wo der Zufall der Geburt uns hinwirft, da lernen wir die Sprache der uns umgebenden Menschen; wir lernen die Laute artikulieren, die sie benützen, so z. B. lernt für denselben Begriff das deutsche Kind „heut“, das italienische „oggi“, das französische „aujourd’hui“. Die beiden letzteren lernen kein h und kein eu und kein auslautendes t aussprechen; dafür lernt das deutsche Kind das italienische g und das französische j nicht. In einer rein und gewählt sprechenden Umgebung lernt das Kind rein artikulieren, in anderer anders. Es übernimmt die Laute in seine eigene Sprache, wie es sie von seinen Zeitgenossen aussprechen hört. Ebenso ist es mit der **Bedeutung** der Wörter. Auch sie erlernen wir von unserer Umgebung, wir übernehmen sie. In dem, was wir uns unter den Wörtern denken, spricht sich zunächst nicht unsere eigene Lebensauffassung aus, sondern die unserer Zeit, unserer Umgebung. Auch hier spielt der Zufall der Geburt die größte Rolle. Ein Kind, das in einem kleinen Dorfe aufwächst, wird unter „Haus“ etwas ganz anderes verstehen als das Großstadtkind, das die vielstöckigen Mietkasernen vor Augen hat. Das eine Kind hört sagen: Das ist eine zu teure Wohnung; sie kostet 30 Kronen monatlich. Dreißig Kronen ist ihm eine unerschwinglich große Summe. Das andere Kind hört: Wie billig! Sie kostet nur 500 Kronen. Ihm sind fünfhundert Kronen wenig Geld. Im Laufe der Jahre lernen wir diese relativen Größen abschätzen und machen die Erfahrung, daß jeder Gegenstand unseres Denkens mit Rücksicht auf die Umgebung, in der wir ihn sehen, einen eigenen (relativen) Wert hat, und daß wir daher die Dinge nicht an sich selbst beurteilen können, sondern nur im Zusammenhang mit den sie umgebenden Erscheinungen. Wir lernen also, unsere Begriffe erweitern, so z. B. den Begriff „Haus“; wir machen eben am Hause in der Großstadt und am Hause auf dem Dorf die Erfahrung, daß der Begriff Haus sehr verschiedenartige Hausarten in sich einschließt usw.

Es ist aber auch nicht anders mit den Wörtern, mit denen wir die uns wichtigsten Dinge bezeichnen, unsere tiefsten Interessen wie „Glaube“, „Gott“, „Tugend“ u. ä. Was z. B. ein moderner Franzose unter dem Worte vertu (Tugend) versteht, ist außerordentlich verschieden von dem, was sein lateinischer Ahne sich unter virtus dachte, das — rein lautlich genommen — dasselbe Wort ist wie vertu, nur daß im Verlaufe der Jahrtausende die Aussprache der Lautreihe

sich dem in Nordgallien herrschenden Sprachgebrauche gemäß verändert hat. Dem alten Römer war virtus so viel als männliche Kraft, Tapferkeit, rauhe Unerblichkeit und Unbeugbarkeit. Dem modernen Franzosen ist vertu etwas unendlich Milderes und zugleich mehr Innerliches: die Selbstzucht, die Fähigkeit, einer irgendwie gearteten Versuchung zu widerstehen, mitunter etwas Negatives: die Reinheit von allem Makel. Woher der Unterschied in der Auffassung, die nicht Sache einzelner Personen, sondern der Gesamtheit ist? Das Christentum ist in die Welt gekommen und hat unsere ganze Lebensauffassung durchtränkt und verändert. Der Franzose, wie auch der Spanier und der Italiener von heute, die Nachkommen der alten Römer, stehen in diesem Punkte dem Deutschen von heute viel näher als ihren Urahnen. Es ist das eben eine der großen Strömungen in der Kulturgeschichte der Menschheit, die sich in der nun landläufigen Bedeutung des Wortes spiegelt.

Der einzelne überkommt also mit den Wörtern ihre bestimmte Bedeutung, und es gibt sehr viele Menschen, die in geistiger Trägheit und Gleichgültigkeit nicht weiter darüber nachdenken, sondern die Wörter einfach so hinnehmen, wie sie ihnen überliefert werden. Dies ist eine große Fehlerquelle des menschlichen Denkens: das Verwenden von Wörtern, deren volle Bedeutung man sich nicht klargemacht hat, über deren Bewertung man daher auch bei Anderen im Unklaren ist. Man sagt ein Wort und achtet nicht darauf, ob der Hörer sich nicht etwas ganz Verschiedenartiges darunter denkt. Auf diese uns überlieferten Anschauungen, wie sie sich in unserem täglichen Sprechen äußern, findet ganz besonders das Goethe'sche Wort Anwendung: Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.

Die Bewahrung der Überlieferung ist unbedingt geboten zur leichteren Verständigung. Wer rasch und sicher verstanden sein will, muß so sprechen, wie die Mehrheit spricht. Er darf die Laute nicht anders aussprechen als der Durchschnitt und er darf sie nicht in anderer Bedeutung gebrauchen, als die Gemeinschaft von Menschen tut, in der er lebt; es steht niemand frei, die Lautfolge R-e-i-t-e-r im Deutschen in der Bedeutung „Schriftsteller“ zu gebrauchen (wie im englischen wrighter). Wer es täte, würde zunächst gar nicht verstanden und — wenn man dahinter käme — nicht ernst genommen werden. Aber auch bei Wörtern wechselnden Wertes ist die Willkür eingedämmt. Es kann jemand beweisen, daß das,

was wir landläufig gut nennen, gar nicht gut, sondern wertlos, verdammenswerth ist. Dann richtet sich seine Ausflehnung gegen unsere jetzt herrschenden Moralbegriffe. Aber daß gut = gut (lobenswert, erstrebens-, wünschenswerth), kann er nicht antasten. So groß ist der Zwang, den die Allgemeinheit auf den einzelnen ausübt, und den wir in dem Wort **Sprachgebrauch** zusammenfassen.

Auch in der Gliederung der Gesamtvorstellung ist der Einzelne nicht frei, vielmehr hängen wir vom Sprachgebrauch ab. Der Deutsche sagt: ich will einen Apfel essen. Er gliedert also die Gesamtvorstellung so, daß er zuerst vorbringt, was er essen will (das Objekt der Handlung) und dann das Zeitwort (Ausdruck der Handlung). Der Franzose (Italiener, Engländer) sagt: Je veux manger une pomme, er bringt zuerst den Ausdruck der Handlung, dann das Objekt der Handlung. Der alte Römer sagte: pomum edere voleo, löste also zuerst das Objekt der Handlung los, dann den Ausdruck der Handlung und schloß mit dem Hilfszeitwort, das wir Modernen voraussetzen. Wenn wir klassisch-lateinische Texte lesen, haben wir das Bedürfnis, die einzelnen Teile des Satzes zusammenzustellen, wie es unseren modernen Denkgewohnheiten entspricht; wir stellen die einzelnen Satzglieder um, bis die Reihenfolge uns verständlich ist. Die Römer hatten das nicht nötig. Nach ihrer Sprachgepflogenheit war die Vorausstellung von Objekt und Infinitiv vor dem finiten Zeitwort klar und leicht verständlich. Sie hatten eben andere Denkgewohnheiten wie wir; das spiegelt sich begreiflicherweise im jeweiligen Sprachgebrauch, in diesem Falle in der Wortstellung. Es steht uns nicht frei, die Wörter so anzuordnen, wie es uns gerade passend schiene; also z. B. im Deutschen das Eigenschaftswort nach dem Hauptwort zu setzen, wie etwa ein Kleid schönes habe ich bekommen, während ein Franzose (Italiener, Spanier) das Eigenschaftswort sowohl vor als nach dem Hauptwort setzen kann: un nouvel habit — un habit nouveau. Dem Romanen steht damit eine doppelte Ausdrucksweise zu Gebote, je nachdem er das Eigenschaftswort besonders hervorheben, mit eigentümlichem Nachdruck sprechen will oder nicht.

Wir Deutsche dürfen eine Gesamtvorstellung so zerlegen, daß wir alle ihre Teile vorausschicken und zuletzt erst dem Hörer sagen, worüber er eigentlich etwas denken soll: die schönen, mir ewig unvergeßlichen, in Rom verlebten Stunden. Der Hörer soll sich Stunden denken, das wird ihm aber erst zuletzt gesagt; und zuerst kommen die Teilvorstellungen: schön, mir ewig unvergeßlich, in

Rom verlegt. Das ist in den anderen modernen Sprachen unmöglich; sie entbehren dadurch eines eigentümlichen Reizes im Aufbau der Gedanken, gewinnen aber außerordentlich an Deutlichkeit, da der Hörer stets zuerst über den Gegenstand seines Denkens orientiert wird und erst dann erfährt, was er sich darüber denken soll.

Wir Deutsche können jedes Wort im Satze, wo immer es steht, durch stärkeren Akzent auszeichnen, wenn wir die Aufmerksamkeit des Hörers darauf lenken wollen, was wiederum der Franzose nicht kann: Ich habe ihn gesehen. Ich habe ihn gesehen usw. Der Franzose muß, um das Subjekt oder das Objekt herauszuheben, eine ganz bestimmte Anordnung wählen: c'est moi qui l'ai vu; c'est lui que j'ai vu. Also auch in bezug auf Tonfall und Satzrhythmus sind wir dem Sprachgebrauch unterworfen. Wir übernehmen ihn von unserer Umgebung und zwar so selbstverständlich, daß wir uns dessen nicht bewußt sind, wenn wir nicht durch Vergleichung mit Andersredenden darauf besonders aufmerksam gemacht werden. Insbesondere ist die Anordnung der Satztheile (Wortstellung) so innig mit unserem Denken selbst verknüpft, daß wir uns zunächst einen andersartigen Gebrauch gar nicht recht vorstellen können. Zum großen Teil beruht der Lehrwert fremder Sprachen auf diesem Umstande; wir sind genötigt, in uns zu schauen, uns des eigentümlichen Räderwerkes unseres Sprechens und Denkens bewußt zu werden. Wir lernen unser Denken und unsere eigene Sprache kennen, wenn wir eine andere erlernen. Was wir, solange wir einsprachig sind, unbewußt üben, wird uns durch den Vergleich klar. Zugleich lernen wir uns in fremde Denkmethode schicken und machen die kostbare Erfahrung, daß nicht die von uns bisher geübte die einzig richtige, geschweige denn die einzig mögliche ist. Mit Recht heißt es, mit jeder neuen Sprache erwerbe man eine neue Seele.

Wenn sich nun alle Menschen gleichmäßig dem Sprachgebrauch ihrer Sprachgemeinschaft (z. B. alle deutsch Sprechenden dem deutschen Sprachgebrauche) fügten, wie könnte die Sprache sich je verändern? Dann sprächen wir Alle alle Laute gleich aus und dächten uns unter jedem Wort jedesmal dasselbe. Die Sprache müßte doch dann notgedrungen vom Vater auf Kind und Enkel unverändert übergehen? Daß dies nicht der Fall ist, weiß jedermann. Und nichts ist begreiflicher. Es gibt kaum zwei Menschen, die einander so weit ähnlich sind, daß man nicht bei halbwegs guter Bekanntschaft inner-

lich und äußerlich sofort den einen vom anderen scheiden könnte; unter 60 Millionen Deutschen wird es kaum hier und da einmal vorkommen, daß man die Sprache einer Person vollkommen mit der einer anderen identifizieren könnte, besonders wo keine absichtliche künstliche Nachahmung vorliegt. Jeder Mensch hat seine eigene Art zu sprechen und es erscheint daher alles in allem viel merkwürdiger, daß man 60 Millionen Einzelsprachen zusammenfassen kann unter den Begriff einer einheitlichen Sprache, als daß diese 60 Millionen Menschen unendliche Verschiedenheiten in ihrer Sprache aufweisen. Noch viel mehr gilt dies vom geistigen Wesen. Jeder Mensch ist nur sich selbst vollkommen gleich, muß also notwendigerweise in vielen Fällen etwas anderes denken als jeder andere. Ja, vielfach ist es gar nicht nachweisbar, ob sich überhaupt zwei Menschen unter einer Bezeichnung wirklich dasselbe denken.

Die Frage ist also nur die, ob der einzelne Mensch die Kraft hat, sein individuelles Denken und Sprechen seiner Umgebung gegenüber durchzusetzen; ob sein Denken kräftiger, schlagender, sein Ausdruck deutlicher ist als der der anderen. Jedes Individuum kämpft gegen die Gesamtheit und will sich gegen alle durchsetzen. So kämpft jeder Mensch von eigenartigem Denken und Sprechen auch gegen den Sprachgebrauch. Indem er bestrebt ist, seiner Anschauung geeigneten Ausdruck zu geben, erweitert er den Sprachgebrauch und bringt neue Wendungen hervor, die, wenn sie Anklang finden, von den anderen aufgegriffen werden. Diese Neuschöpfungen gehen immer vom einzelnen aus. Die große Masse repräsentiert die erhaltende Macht. Da aber der einzelne zugleich Glied der großen Masse ist, so wirkt jeder Mensch den anderen gegenüber zugleich erhaltend und neuschaffend, bewahrend und anregend.

Auch die Veränderungen in der Artikulation gehen von einzelnen oder von einer Gesellschaftsklasse aus. So ist z. B. in Deutschland seit dem Französischen Kriege 1870 das Zäpfchen-r Mode geworden. Zunächst war es in der Sprache der Leutnants hörbar; nach dem Sieg, als das Militär in der Gesellschaft eine wesentlich größere Rolle spielte, seine Manieren, sein Gebaren in weiten Kreisen maßgebend wurden, griff es rasch um sich. Jeder Vorgesetzte, jeder Salonheld wirkt auf seine Umgebung; teils reizt er sie zur Nachäffung, teils treibt er sie durch Widerspruch in eine entgegengesetzte Art und Weise. Denn dem **Nachahmungstrieb**, dieser Haupttriebfeder alles menschlichen Tuns, ist der **Absonderungstrieb** neben-

geordnet, die Lust an der Originalität. Zwischen diesen beiden Trieben schwanken wir hin und her; der Nachahmungstrieb wirkt erhaltend, der Absonderungstrieb schaffend. Aber das sich absondernde (originelle) Einzelwesen wird nachgeahmt und dadurch werden seine Schöpfungen, die zunächst Augenblicksschöpfungen sind, bewahrt und zum Gemeingut vieler.

V.

Innere Geschichte der Sprache (Bildung und Entwicklung).

Wir haben uns früher klarzumachen versucht, wie die Sprache entstanden sein kann. Das häufige Zusammenfallen eines irgendwie gearteten Eindruckes mit einem Gehörseindruck bewirkt, daß man den Gehörseindruck als Teil dieses Gesamteindruckes auf faßt, und so kann durch Hervorbringung des Gehörseindruckes allein die Gesamtvorstellung wieder über die Schwelle des Bewußtseins gehoben werden. (Vgl. S. 41.) Diese Erfahrung ist die Grundlage für alle sprachliche Mitteilung; wer sie gemacht hat, kann sie nützen, um durch Hervorbringung des Gehörseindruckes in einem anderen die gewünschte Gesamtvorstellung hervorzurufen. Sie nützt auch schon das kaum einige Wochen alte Kind, das schreit, weil es Hilfe braucht. Während zuerst der Schrei nur Reflexbewegung war, hat das Kind bald die Beobachtung gemacht, daß infolge seines Schreies jemand zu Hilfe kommt. Man bringt also willkürlich einen Gehörseindruck hervor, der erfahrungsgemäß eine bestimmte Wirkung auf die Umgebung ausübt. Zu dieser Art von Mitteilungen gehört auch die **Schallnachahmung (Onomatopöie)**, die darin besteht, daß man z. B. das Rauschen des Baches, das Summen der Biene, das Murren der Kuh oder das Grollen des Donners nachahmt (mit einem Schallbilde malt, daher Lautmalerei), um im Hörer die Vorstellung von Bach, Biene, Donner, Kuh zu erwecken. Eine erweiterte Art von Lautmalerei ist die Nachbildung eines Eindruckes, der nicht oder nicht nur mit dem Gehör aufgenommen worden, in Schallbildern, die Umsetzung eines irgendwie gearteten Eindruckes in einen Gehörseindruck oder, wie man sagt, in ein **Lautbild**. Ich sehe z. B. eine Schrecken einflößende Person und male sie in Lauten, die diesen Schrecken andeuten: Bubü (vgl. Wauwau = Teufel, der die „schlim-

men Kinder“ holt = Schreckbild der Kinderstube; die Bezeichnung ist die gleiche wie für den Hund; es ist natürlich an tiefes Bellen eines großen Hundes gedacht). Zärtlichkeitsausdrücke sind ebenfalls vielfach Lautmalereien. Kinder und erwachsene geliebte Wesen bezeichnen wir durch Koselaute. Man kann hierbei z. B. an Bildungen denken, die international und, wenn man so sagen darf, intertemporell sind, wie die Kinderbezeichnungen, die Tierlockrufe nachahmen (put put = mein Puttel, miez miez = Mieze, Muzl usw.). Der Schreckeinslösende wird anders in der Lautnachahmung konterfeit als der Sanfte, Berhättschelte.

Wir haben ferner gesehen, daß die ursprüngliche Mitteilungsart eine sehr vieldeutige gewesen sein muß, da die Nachahmung des Gehörzeindrucks die Vorstellung als Ganzes vor die Seele führte, ohne daß die einzelnen Teile zunächst geschieden werden konnten. Die weitere Entwicklung der Sprache ist nun so zu denken, daß einer Generalbezeichnung irgendeine andere Generalbezeichnung hinzugefügt wurde; der Bezeichnung für irgendein Tun (vgl. oben S. 59 fahr=) die Bezeichnung der Person, sei es, daß dies zunächst durch eine Gebärde geschah (Deutebewegung), sei es, daß diese Person durch einen Koselaut bezeichnet wurde usw. Nach unendlichen Zeiträumen — denn wir können uns die Entwicklung der Sprache gar nicht langsam genug denken — wird eine irgendwie geartete Bezeichnung für die zweite resp. dritte Person stehend, wie sie heutzutage in er, du vorliegt. Diese wird nun dem Wortstamm angefügt, und so kommt im Laufe der Zeiten das zustande, was wir die Abwandlung eines Zeitwortes nennen. Für alle Haupt- und Eigenschaftswörter können wir annehmen, daß ihre jetzigen „Ableitungssilben“ seinerzeit Generalbezeichnungen gewesen sind, die im Laufe der Zeit zur näheren Bestimmung anderer Generalbezeichnungen diesen hinzugefügt wurden, bis sie schließlich ihre selbständige Existenz einbüßten. Das sehen wir recht deutlich an Vorgängen, die rund 2000 Jahre alt sind und in die Gegenwart hereinspielen, wie etwa die deutschen Silben -lich, -heit -haft. -lich (schwerlich, freundlich, lieblich usw.) war ursprünglich ein Hauptwort leika (sprich lika) und bedeutete Körper, Wesenheit. Es liegt noch vor in eingeschränkter Bedeutung: Leiche (toter Körper). Es wurde zu anderen Wörtern gesetzt, um auszudrücken, welcher Art und Weise ein Ding sei. freundlich, lieblich bedeutete also in seiner ersten Zusammensetzung: freundliche Wesenheit, lieber Körper — liebes Geschöpf u. dgl. Das ist im Laufe der Jahrtausende ganz vergessen worden, und -lich

bedeutet jetzt für sich allein nichts. Es dient nur dazu, die Eigenschaft des Lieben, des Schweren usw. irgendeinem Ding zuzuschreiben. Es ist ein Suffix geworden (ein sinntragender Teil eines Wortes). Nicht anders verhält es sich mit dem Suffix -tel in Drittel, Viertel, das aus Drit-teil, Vier-teil hervorgegangen ist. — -haft in schmerzhaft, lebhaft u. ä. bedeutet „was anhaftet“ und gehört zu Haft (Gefangenschaft). In allen diesen Fällen ist das Wort auch in seiner vollen Form erhalten (Leiche, Teil, Haft), und wir beobachten also, wie es sich in seiner lautlichen Gestalt verschiedenartig entwickelt, je nachdem es ein selbständiges Wort ist oder nicht. Sowie es seinen selbständigen Wert verliert, zum Suffix herabsinkt, wird es verkürzt: wir haben: -lich neben Leiche, -tel neben Teil. Auch Haft und -haft sind voneinander verschieden, wenn man nur gut zuhört. Haft als begrifftragende Lautreihe wird mit anderem Atemdruck hervorgebracht als -haft und könnte daher im gesprochenen Satze nie mit diesem verwechselt werden, etwa so, daß jemand Haft auffassen könnte, während der Sprecher -haft spricht, oder umgekehrt. Es gibt aber auch Wörter, die jetzt gar nicht mehr selbständig gebraucht werden, sondern nur in der Form eines Suffixes vorhanden sind, wie z. B. -heit; ursprünglich war es ein Wort, das „Wesen, Weise, bedeutete. Jetzt kennen wir es nur noch als sinntragenden Bestandteil von Wörtern, die eine Eigenschaft ausdrücken: Schönheit = das schöne Sein = die schöne Weise, Weisheit = weises Wesen usw. Das -t der zweiten Person Einzahl (du hast, bringst, lebst usw.) geht auf das Fürwort zurück, mit dem diese Person aneredet wird: bringes — tu usw. Das die Person bezeichnende Wort verschmolz mehr und mehr mit dem die Handlung ausdrückenden, wurde um seinen Vokal verkürzt und sank schließlich zum Suffix herab, das die „Endung“ der zweiten Person Einzahl des Zeitwortes abgibt. Jetzt empfindet man nichts mehr von einem Fürwort in diesem -t, so zwar, daß man das Fürwort (seit Jahrhunderten) noch einmal setzt. Du bringst stellt tatsächlich du bringes du vor.

Wir dürfen annehmen, daß die Bildung der Wörter auch in früheren Sprachstufen auf diese Weise so vor sich gegangen ist; man verdeutlichte eine Generalbezeichnung durch Hinzufügung einer anderen, so daß man nach und nach im Stande war, verschiedene Teile einer Gesamtvorstellung dem Hörer kenntlich zu machen. Ein ungeheurer Fortschritt im Denken und Sprechen muß es gewesen sein, als man dazu kam, die ursprünglich getrennt

vorgebrachten einzelnen Ausdrücke gewohnheitsmäßig zu verbinden. Es ergibt sich leicht, daß man allemal die Bezeichnung der Person zur Erzählung eines Tuns fügt, woraus die Entwicklung eines Zeitwortes in seinen verschiedenen Formen für die verschiedenen Personen verständlich wird. Um aber Wörter wie die oben erwähnten, Schönheit (Weis-, Träg-, Weichheit usw.) zu bilden, mußten die Menschen einen weiteren Fortschritt gemacht und schon die Fähigkeit erworben haben, die Eigenschaft von dem Ding zu trennen, an dem sie wahrgenommen wird, die Fähigkeit des Abstrahierens: denn das Weiche nimmt man nur an einem weichen Körper wahr. Das Weiche an sich gibt es ja nicht. Wir beobachten, daß die Erde, der Sand weiche Lagerstätten bieten; der Flaum der Vögel, die überreife Frucht, der schwellende Körper des Kindes sind weich; aber erst ein fortgeschrittenes Denken konnte vom weichen Flaum und vom weichen Erdboden aus zu der Vorstellung des Weichseins selbst gelangen, so daß man imstande war, zwei im übrigen so verschiedene Dinge wie Erdboden und Flaum usw. in bezug auf diese eine Eigenschaft vergleichbar resp. gleichartig zu finden. Man beobachtet an Kindern, wie lange sie brauchen, ehe sie die Eigenschaft an sich von dem Gegenstand, an dem sie sie zuerst bemerken, loslösen können. Bei Eigenschaften, die sehr in die Augen fallen, geht es natürlich schneller: das Rote (Band, Haus, Buch), das Glänzende (Leefanne, Löffel usw.); das Kind lernt bald das Rote, das Glänzende an vielen verschiedenen Dingen sehen; es weiß bald, daß sehr verschiedene Dinge süß schmecken. Es ist daher leichter zu beobachten, daß das Süße, das Rote usw. verschiedenen Dingen anhaftet. Bei nicht sinnenfälligen Eigenschaften aber werden auch größere Kinder noch in Verlegenheit sein, sie an verschieden gearteten Objekten zu erkennen und diese Objekte unter dem Gesamtbegriff der gemeinsamen Eigenschaft zusammenzustellen, z. B. Taube und Lamm unter den Begriff der Sanftmut. Die Kinder lernen das nicht nur in der Schule, in dem auf Denkschulung abzielenden Unterricht, sondern sie lernen es auch unwillkürlich; zwar kaum durch eigene Geisteskraft der Beobachtung, wohl aber dadurch, daß sie ihre Umgebung reden hören und sich daran gewöhnen, die Wörter nach und nach richtig auf die Dinge zu beziehen. Kinder hören zahllose Male Wörter wie Güte, Kraft, Schönheit, ehe sie irgend imstande wären, diese Begriffe aus den vielen einzelnen Erscheinungen, die sich ihnen darbieten, loszulösen. Sie sehen und empfinden das Gute usw. an vielem, können sich aber nicht so leicht

klarmachen, daß es ein einheitlicher Begriff ist, der in vielen einzelnen Formen in die Erscheinung tritt. Daß Kinder überhaupt im Verlaufe von verhältnismäßig wenig Jahren zu dieser Erkenntnis kommen können ist allein dadurch möglich, daß ihnen die Erwachsenen die fertigen Wörter und Begriffe überliefern und ihnen zum richtigen Verständnis verhelfen. Der einzelne könnte solche Gedankenarbeit im Verlaufe seines Lebens kaum leisten; bis der Mensch zur Bildung der Abstrakta kam, mußten ungezählte Daseinsperioden zurückgelegt werden. Es steckt die geistige Arbeit von Jahrtausenden in ihnen. Eine Erleichterung des Abstraktionsvorganges liegt im Vergleichen. Die süße Kirse erinnert an Zucker = sie ist wie Zucker; die Butter schmeckt wie Mandeln; das Fleisch ist weich wie Butter usw. In vielen Fällen ist der Vergleich vollständig umdrehbar: das Auge der Geliebten ist blau wie der Himmel, und der Himmel blau wie das Auge der Geliebten. Hiermit ist der Schlüssel für die Loslösung der Eigenschaft vom Gegenstand gegeben: beide sind blau, es gibt also blaue Dinge, z. B. das Auge und den Himmel.

Wenn die erstmalige Anfügung eines Wortes zu näherer Bezeichnung des Stammes — wie oben beschrieben — als eine **Neuschöpfung** angesehen werden kann, so ist die tausend- und aber-tausendmalige Wiederholung dieses Vorganges ein analoger Prozeß. Erst durch ihn wird die Neuschöpfung wirklich zum Bestandteil der Sprache; die Neuschöpfung ist ein Augenblicksgebilde, das auch wieder untergehen kann. Nur durch analoge Verwendung und Wiederholung wird sie fest und reiht sich dem allgemein Üblichen ein. Durch diese Einübung wird sie Sprachgebrauch.

Wir unterscheiden für die Schöpfung der Sprache zwei verschiedene Vorgänge, die absoluten und die relativen Neuschöpfungen. Absolute Neuschöpfung ist jede willkürlich zusammengestellte Lautreihe, die mit einem Vorstellungsinhalte in Beziehung gebracht und durch dauernde Verknüpfung mit diesem dem allgemeinen Sprachgebrauche einverleibt wird. So schuf der holländische Chemiker van Helmont für sein neugefundenes chemisches Präparat den Namen Gas, der an nichts im Sprachschatze früher Vorhandenes anknüpft, rein willkürlich gewählt und nun im internationalen Gebrauch ist. Auf diese Weise sind schon viele Wörter, die von Chemikern willkürlich zusammengesetzt waren, in die Allgemeinsprache übergegangen: Odol, Lysol, Azetylen. Daß einzelne Silben (od-, lys-, Azet-) im Griechischen resp. Lateinischen eine Be-

deutung haben (od- = Zahn, lys- = Lös(ung), Acet- = Säure), kommt für den allgemeinen Gebrauch kaum in Betracht, weil das größere Publikum sich dessen nicht bewußt ist; jedenfalls sind andere Silben (-ol, -en) freie Erfindung der Chemiker, die übereinkamen, gewisse Eigenschaften oder Fähigkeiten eines Stoffes durch die Bezeichnung -ol, andere durch -en zu kennzeichnen. Odol ist also in bezug auf die Ableitungssilbe und auf die Gesamtbedeutung eine absolute Neuschöpfung.

Recht häufig begegnen wir der absoluten Neuschöpfung in der Namengebung: ein Hündchen wird Diddi getauft; ein kleines Mädchen erhält den Rosenamen Muxel, der ihr durchs ganze Leben hängen bleibt. So ist mit der willkürlich gewählten Lautreihe eine Vorstellung verbunden und diese Lautreihe dient zur dauernden Bezeichnung eines Wesens. Hier handelt es sich um Einzelwesen; der Name bleibt daher nur im Sprachgebrauche einer verhältnismäßig kleinen Sprachgemeinschaft. Das liegt aber nur an rein äußerlichen Ursachen; denn ein Name kann sich vererben, er kann zu einer allgemeinen Bezeichnung werden (vgl. unten S. 95 ff.) und die Art, wie er entstanden ist, kommt dann weiter nicht mehr in Betracht.

Zu den absoluten Neuschöpfungen gehört vor allem jede Art von Schallnachahmung, wie sie zu allen Zeiten gebildet wurde; vgl. das Trara (Lärm), das Bumbum (Aufwand), das Töfftöfft (Automobil), nur mit dem Unterschiede, daß sie in der Sprache der Naturvölker und der Kinder eine größere Rolle spielt, als in der Sprache der Kulturvölker und Erwachsenen, speziell der Gebildeten. Ein Kind malt seinen irgendwie gearteten inneren Eindruck leichter in einem Lautbilde als ein Erwachsener, dem hierfür Begriffswörter zu Gebote stehen. Das Kind sagt Wauwau, der Erwachsene „Hund“ usw. So ist es auch im Leben der Völker überhaupt. Je höher die Kulturstufe, auf der eine Gemeinschaft von Sprechenden steht, desto wortreicher ist ihre Sprache, desto mehr Ausdrücke haben sie also für die verschiedenartigsten Vorstellungen zu ihrer Verfügung. Es ist daher viel leichter, einen neuen Eindruck zu schildern, einem neuen Gedanken sprachliche Form zu geben; es bedarf nur einiger Modifikationen des schon vorhandenen, um es für das bisher noch nicht Dagewesene ausdrucksfähig zu machen. Je ausgebildeter eine Sprache ist, desto geringer wird folglich ihre Neigung zu absoluten Neuschöpfungen, nicht weil sie — wie man früher glaubte — keine schöpferische Kraft mehr besitzt, sondern weil sie es nicht nötig hat. Ihr Material an

Sprachvorstellungen ist so groß, daß sie daraus ihren stets vermehrten Besitz decken kann: Kultursprachen vergrößern ihren Wortschatz nicht durch absolute Neuschöpfungen, sondern durch relative, durch Umprägungen. So schafft z. B. die deutsche Sprache aus den zwei in ihrem Wortschatz vorhandenen Lautreihen Eisen und Bahn ein neues Wort, Eisenbahn, das übrigens zuerst so viel hieß als Schienenweg, Bahn (Fahrweg) auf Eisen (Schienen), denn das Fahren auf Schienen war das Neue an der Sache; also eiserne Bahn. Beide Bestandteile des neuen Wortes haben nun einen neuen Wert angenommen und so wie das Ding, das es bezeichnet, ist das Wort Eisenbahn eine Neuschöpfung gewesen, nur daß es sich aus Begriffswörtern zusammensetzte, die seit undenklichen Zeiten im Sprachschatz lebten, nicht aus Urschöpfungen. Das Wort Zweirad ist eine Neuschöpfung, da die beiden Wörter Zwei und Rad zu einer bisher nicht bekannten Verwendung zusammengedrückt sind usw.

Zu den relativen Neuschöpfungen gehört die weitaus größere Masse aller Wörter in allen Sprachen. Sie müssen nicht nur aus zwei Begriffswörtern bestehen. Es kann auch sein, daß von einem begriffsausdrückenden Stamm ein neues Wort abgeleitet wird. Einer der wichtigsten Fortschritte in der Entwicklung der Sprache beruht auf der Befähigung zur Proportionsbildung, d. h. Bildung von neuen Wörtern zu schon vorhandenen Wortgruppen nach dem Muster anderer Wortgruppen, nach Analogie (vgl. oben oben). Wir wissen aus eigener Erfahrung, daß wir jeden Augenblick bereit und imstande sind, neue Ausdrücke zu bilden. So z. B. schuf Bismarck das Wort Streber. Die Wortgruppe strebwar längst vorhanden: das Zeitwort streben mit all seinen Formen, das Hauptwort Streben, das Eigenschaftswort strebsam; nun spricht Bismarck von Leuten, an denen das Streben (und zwar das politische Streben) in besonderem Maße bemerkbar wird, von denen in erster Linie zu sagen ist, daß sie streben, und so entfäht ihm der Ausdruck 'Streber' = Mensch, der strebt. Diese Bildung ist eine Analogiebildung, denn sie ist nach dem Muster zahlloser anderer in der deutschen Sprache vorhandenen Bildungen gemacht: Lehrer, (Mensch) der lehrt, Schwimmer (Mensch usw.) der schwimmt, handelnde Person, an der im Augenblick des Sprechens gerade nur das im Blickpunkt des Bewußtseins ist, daß sie lehrt, schwimmt, strebt, die jetzt nur von diesem Tun her charakterisiert werden soll. Für uns Deutsche besteht die Möglichkeit, durch Anfügung der Silbe (des Suffixes)

-er an den Verbalstamm auszudrücken, daß wir das Wesen, von dem jetzt die Rede ist, nur vom Standpunkt seines Tuns aus charakterisieren wollen: Lehr-er, Turn-er, Schwimm-er usw. Die Silbe -er bietet sich uns also gewissermaßen von selbst, wenn wir etwas derartiges ausdrücken wollen, und so hat Bismarck aus den zwei im deutschen Sprachschatz vorhandenen Sprachvorstellungen (Stamm streb-, Suffix -er zum Ausdruck der das Tun vollbringenden Person) eine neue gebildet. Unbekannter Herkunft ist das ebenfalls in neuester Zeit nach demselben Prinzip wie Streber entstandene Radler für Radfahrer zu radeln und viele andere.

Versuchen wir, uns zu vergegenwärtigen wie die Menschen auf früheren Sprachstufen vorgingen. Das, was heutzutage ein Suffix ist, war seinerzeit eine Bezeichnung für irgendeine Gesamtvorstellung, z. B. Ausführer einer besonders oft vorzunehmenden Tätigkeit. Dieses Wort wird nun der Bezeichnung für die Tätigkeit zugesügt worden sein, auch dann, wenn es sich gar nicht um die bestimmte Tätigkeit handelt, die in dem Wort selbst ausgedrückt ist, sondern um irgendeine andere. So wird heutzutage das Wort Arbeiter nicht nur auf den schwere Arbeit Leistenden angewandt, sondern auf jeden, der irgend etwas leistet: Grubenarbeiter, Hand-, Heim-, Goldarbeiter. Das Wort Arbeiter hat also seine Bedeutung sehr erweitert, man bezeichnet damit die Ausführer verschiedenartigster Leistungen und es wäre vorstellbar, daß es im Laufe entsprechender Zeitabschnitte zu einem Suffix herabsänke von der Bedeutung unseres jetzigen -er.

Das Prinzip der analogischen Wortbildung beruht auf der Empfindung, daß zwischen den einzelnen Wortteilen (resp. Wörtern), die man im Augenblick verwenden will, der gleiche innere Zusammenhang, das gleiche Bedeutungsverhältnis besteht wie zwischen Wortteilen (und Wörtern), die man schon früher einmal gebraucht hat; also z. B. zwischen dem Wortstamm, der die dominierende Vorstellung ausdrückt (vgl. oben S. 59) und dem nächst zuzufügenden Wort, das die handelnde Person bezeichnen soll (Arbeiter, -er) Lehr-er, Streb-er. Dieses Verhältnis zwischen den Wörtern resp. zwischen Stamm- und Ableitungssilbe erschließt sich jedem sprachbegabten Wesen ziemlich rasch. Kinder von 18—20 Monaten haben bereits das Verständnis dafür; es äußert sich sehr drastisch auch darin, daß sie „falsch“ sprechen. In diesem falschen, d. h. dem herrschenden Sprachgebrauch widersprechenden Reden zeigt sich gerade die angeborene Sprechfähigkeit des Kindes. Es sagt z. B.: der Vater hat

gesingt und ist weggegeht. Unter seinen Infinitiven ist *tunen*, *sēnen* (für *sehen*, gesprochen: *sēn*), unter seinen Pluralen die *Handen* usw. Das Kind hat also bereits die Vorstellung von der Form *-t* mit der Bedeutung des Partizipium assoziiert und ebenso die Vorstellung von der Form *-en* mit der Bedeutung des Infinitivs. Das Kind weiß zwar nicht, was ein Partizipium ist, und daß man gesagt, gestraft usw. Partizipien nennt, aber es weiß die Bedeutung der Form *gesagt*, *gestraft* und bildet im Bedarfsfalle *sein gesingt*, *gegeht* nach diesen. Ebenso bildet es *tunen* und *sēnen* nach *turnen*, *essen*, *hören* usw.; die Bedeutung des Infinitivs verknüpft sich ihm mit der Form *-en*, die es daher im Bedarfsfalle anhängt. Die *Handen* (statt *Hände*) ist entstanden, weil es die *Uhren*, die *Lampen*, *Kannen* usw. sagt. Es verbindet sich also mit den Formen *-t*, *-er*, *en* je eine bestimmte Bedeutung so fest, daß die Formen sich unmittelbar dem Gedächtnis darbieten, wenn von einer vergangenen oder unbestimmten Handlung oder von mehreren Objekten gleicher Art die Rede sein soll.

Wenn wir die Sache so ansehen, so kommen wir von selbst zu der Einsicht, daß wir tagtäglich Sprache schaffen. Nichts wäre falscher, als zu glauben, die Sprache sei in grauer Vorzeit geschaffen, hätte sich seitdem immerzu entwickelt und verändert, jetzt aber wäre uns *Nachfahren* — durch *Kultur* und *Überlegung* angekränkt — die urwüchsigte Kraft der Sprachschöpfung verloren gegangen. Die Sprache wird fortwährend neu geschaffen, „regeneriert sich“ fortwährend aus sich selbst; aber der Prozeß ist ein so langsamer, daß wir ihn so wenig beobachten können, als die Bewegung des Stundenzeigers an der Uhr. Das Ergebnis dieser Bewegung kann immer erst nach einiger Zeit festgestellt werden und nicht von denen, die mitten in der Bewegung stehen.

Die Entwicklung der Sprache beruht teils auf Neuschöpfung, teils auf Veränderung des Alten. Auch hier haben wir zunächst den Eindruck, daß die Sprache jetzt „stabiler“ wäre als früher; bis zu einem gewissen Grade kann das für die Schriftsprache gelten, die durch ihre festen Traditionen mehr oder weniger gefesselt ist, so daß tatsächlich in manchen Zeiten bei Völkern hoher Kultur die Veränderung der Schriftsprache sich etwas verlangsamt. Zu glauben jedoch, daß sie stillsteht, hieße sich derselben Täuschung hingeben, die uns auf einem fahrenden Schiff gefangen nimmt: wie die Wellen an uns vorbeigleiten, meinen wir selbst in Ruhe zu sein.

Im ganzen gilt der Satz, daß eine Sprache überhaupt nie stillsteht, ja nicht einmal die sogenannte „tote“ Sprache, das klassische

Schullatein steht still. Denn insofern es von Generation zu Generation weiter überliefert, von den verschiedensten Nationen gelernt und zur Abfassung von Schriften verwendet wird, verändert es sich, und das so sehr, daß wir nicht annähernd eine Norm für seine Aussprache aufstellen können, die in verschiedenen Jahrhunderten und in verschiedenen Schulen verschieden war und ist, und daß wir viele Ausdrücke, die Cicero nie und niemals verstanden hätte, in der Abfassung von Dissertationen oder von Einleitungen zu klassischen Autoren u. dgl. als richtig gelten lassen, weil wir eben unsere modernen Gedanken und Erfahrungen nicht anders in ihr mitteilen können.

Um wieviel mehr muß es für die lebende Sprache gelten, die das tausendfältig gestaltete geistige und sinnliche Erleben widerspiegelt und daher von jedem einzelnen Gliede der Sprachgemeinschaft täglich neu gestaltet wird. Man beobachte nur einmal die Sprache einer einzelnen Familie. Jeder Augenblick bringt Gelegenheiten zu Neuschöpfungen. Ob sie mit dem Tage auch wieder untergehen oder dauernd erhalten bleiben, ist Sache des Zufalls oder vielmehr der Verhältnisse. Wir können dabei als Grundsatz anführen, je kleiner die Sprachgemeinschaft ist, um die es sich handelt, desto leichter setzen sich Neuschöpfungen fest, um so rascher wird die Eigenart des Ausdruckes sich entwickeln. Gesetzt, eine Sprachgemeinschaft bestünde nur aus einer Familie, die vom Verkehr abgeschieden auf einsamem Land- oder Gebirgssitz angesiedelt ist und mit anderen Menschen nicht in Berührung kommt. Da wird sich der Entwicklung der Eigenart kein Hindernis, z. B. die Furcht vor Mißverständnis oder vor Lächerlichkeit, in den Weg setzen, denn die stets Zusammenlebenden verstehen einander leicht und die gleiche Lebenslage macht, daß bestimmte Wendungen sich ihnen natürlich ergeben. So z. B. Ausdrücke aus der Kinderstube. Überall ist das Kind im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit und seine ersten Sprechversuche beeinflussen die Sprache der Umgebung. Ein Kind bildet sich für sein Milchfläschchen das Lallwort *Dedé* (und lachend *Dedéli*). Sofort greifen es Vater, Mutter, Kindermädchen auf. Wäre die Familie in völliger Weltabgeschlossenheit, so läge nichts im Wege, daß das Wort *Dedé* für Milchflasche sich festsetzte. Tatsächlich gibt es in den verschiedensten Sprachen Wörter, die auf diese Weise entstanden sind. Nun aber lebt die Familie nicht für sich allein; andere Leute verstehen das Lallwort nicht oder würden seine Verwendung belächeln. So liegt im Verkehr mit Anderen das Hindernis für die Ausbreitung dieser Neuschöpfung.

Ein zweites Beispiel führe einen anderen Typus von Neubildungen vor. Zu Weihnachten wird einer auf sehr beengtem Raum wohnenden Familie ein äußerst unzumutbares und plastraubendes Geschenk gesendet. Die Mutter beklagt sich, wird aber vom Vater mit der scherzhaften Wendung abgeführt, in welche Verlegenheit sie erst die Übersendung eines lebendigen Tigers gesetzt hätte. Das nächste zwecklose Geschenk wird nun „wieder ein Tiger!“ begrüßt, und in der Familie erhält das Wort Tiger die eigentümliche Bedeutung „unbrauchbares Geschenk, das ärgerlicherweise im Wege steht“. Diese Nebenbedeutung des Wortes ist allen Bekannten verständlich und erhält einen verhältnismäßig großen Verwendungskreis. Es ist sicher, daß die Alltagsprache in vielen Fällen solche Bedeutungsmodifikationen aufnimmt, nur daß wir in den allerseltensten Fällen die Entstehungsgeschichte wissen, weil sie eben zu sehr in die Einzelsituation verflochten und so gut wie nie überliefert ist.

Dasselbe gilt für die Artikulation. Da hat z. B. ein Familienmitglied die Neigung, das *a* sehr tief zu sprechen, wie *ä*; die Kinder nehmen es an, und wenn kein Gegeneinfluß erfolgt, werden schließlich alle statt *a ä* resp. wirklich *ø* aussprechen. Sogar innerhalb des großstädtischen Verkehrs läßt sich beobachten, daß z. B. eine Frau regelmäßig Thejater ausspricht und ihre Kinder diese Gewohnheit mit solcher Zähigkeit übernehmen, daß auch deren Kinder wieder Thejater sagen, also der ganzen Umgebung zum Troß.

Je weiter wir in der Geschichte der Menschheit zurückgreifen, desto einsamer finden wir die Menschen: zerstreut lebende Horden, Einzelsiedlungen. Daher erfolgt die Sprachentwicklung jeder Horde auf eigene Weise ohne Hindernis; erst wenn mehrere Horden zusammenstoßen (zum Tauschhandel, zu gemeinsamem Raubzug, im Kriege, besonders beim Erwerben von Kriegsgefangenen), erfolgt die Notwendigkeit einer Verständigung, eines Ausgleiches. Dann geschieht, was wir täglich beobachten können, wenn Menschen verschiedener Gesellschaftsklassen oder Grenzanwohner aus zwei Sprachgebieten miteinander in Verkehr treten sollen: jeder muß von seiner Eigenart etwas aufgeben nach dem mittleren Maß zu, jeder verzichtet auf etwas und jeder zwingt dem anderen etwas von seiner Sprechweise auf: so entsteht eine Ausgleichsprache. Man kann getrost sagen, daß jede Sprache, sie sei auf den ersten Blick so einheitlich sie wolle, aus solchen Ausgleichbestrebungen und Ausgleichsnot-

wendigkeiten aufgebaut worden ist. Daher finden wir in jeder Sprache bei näherem Zusehen gewisse Widersprüche, Sprünge und Risse in ihrer formalen Gestaltung, die nur dadurch erklärlich sind, daß eben von einer absoluten Einheitlichkeit der Entwicklung bei gar keiner Sprache die Rede sein kann. Je kleiner die Sprachgemeinschaft, desto gleichmäßiger die Entwicklung. Das beobachten wir an entlegenen Gebirgsdialekten, die nur von ganz kleinen Gemeinden gesprochen werden. Je geringer der Verkehr mit den Nachbarn ist, desto reiner bleibt die Sprache. Bei zunehmendem Verkehr gewöhnt man sich, Wörter aus dem Munde der Nachbarn zu gebrauchen, teils um ihnen entgegenzukommen (wer z. B. seine Ware absetzen will, ruft gern ihren Preis oder ein Wort zu ihrem Lobe in der Sprache des Kunden), teils aus Lust am Nachspotten, wobei die verspottete Wendung und Aussprache nicht selten dem Spötter dauernd hängen bleibt; teils auch aus Racheiferungstrieb, wenn die „Anderen“ als höher Gebildete oder sonst als Leute von vorbildlichem Wesen angesehen werden und man sich ihnen gern gleichsetzen möchte.

Je mehr eine menschliche Gemeinschaft anwächst, je weiter also ein Stamm sich verbreitet, seine Herrschaft ausdehnt, je mehr anders geartete Nachbarn er in seine Gemeinschaft aufnimmt, desto notwendiger und ausgedehnter ist das Maß der Angleichungen. Nehmen wir die Geschichte des alten Rom. Latium, ein winziges Fleckchen Erde, umfaßte eine Handvoll tapferer Leute, die nach und nach Sabiner, Sabeller, Falisker, Marsker, Umbrier, Osker in ihren Staatsverband zwangen. So viel Volksnamen, so viel verschiedene Dialekte. Die lateinische Sprache hat Elemente aus allen aufgenommen. Sie entwickelt sich keineswegs nur aus dem Latischen; vom ersten uns überlieferten lateinischen Sprachdenkmal an sehen wir Spuren der verschiedenen Dialekte, die im Lateinischen so feste Wurzel gefaßt haben, daß wir die entsprechenden latischen Formen gar nicht kennen. Die Formen aus den anderen Dialekten haben also die ursprünglichen ganz verdrängt; d. h. man gewöhnte sich so intensiv an diese aus dem einen oder anderen Dialekt stammenden Formen, daß man die latischen überhaupt nicht mehr gebrauchte. Darüber gerieten sie in Vergessenheit und die Überlieferung weist keine Spur von ihnen auf.

In jedem Menschen haften Erinnerungen aus seiner Jugend und seiner Heimat so fest, daß er entsprechende Ausdrücke dafür nirgends anders zu finden meint als eben in der Sprache seiner Kind-

heit und Jugend. Daher kommt es, daß so gut wie jeder, auch noch so allgemein gebildete, Mensch doch gelegentlich Ausdrücke gebraucht, die nicht in der Allgemeinsprache vorhanden sind, sondern nur der Spezialsprache seiner engsten Heimat angehören. Ein solcher Ausdruck kann alsbald von der Umgebung des Betreffenden aufgegriffen und nach und nach selbst der Allgemeinsprache eingefügt werden. Es läßt sich der Satz aufstellen, daß jede Allgemeinsprache auf folgende Weise entstanden ist: Ein Dialekt wird aus irgendeinem politischen oder kulturellen Grunde tonangebend. Dann besleißigen sich auch Leute aus anderen Gegenden, ihn zu sprechen und zu schreiben. Aber unwillkürlich bringt jeder etwas von der Aussprache und Ausdrucksweise seiner Heimat mit hinein. So haben wir im Deutschen eine Allgemeinsprache, die sich im Verlaufe des Mittelalters durch den Einfluß der kaiserlichen Kanzleien durchgesetzt hat. Die Ausdrücke dieser letzteren wurden nämlich im Reiche als die maßgebenden anerkannt. Daß nun die „Reichssprache“ der Hauptsache nach oberdeutsch-mitteldeutsch ist, geht auf den Umstand zurück, daß die luxemburgischen Kaiser ihren Sitz in Prag nahmen (vorher waren die kaiserlichen Urkunden zumeist lateinisch abgefaßt worden). Diese Allgemeinsprache ist aber nicht einheitlich in bezug auf ihre Bildung und nicht gleichartig in bezug auf ihre gegenwärtige Beschaffenheit in allen Teilen deutscher Zunge. Denn sie klingt im Munde des Ostpreußen, des Sachsen, des Hannoveraners, des Schwaben, des Tirolers, des Wienerers so verschieden, daß jedes halbwegs geübte Ohr die Herkunft des Sprechers unmittelbar bestimmen kann. Mehr als das; die Formen der Wörter zeigen uns, in welcher Weise das ganze Volk zu seiner Allgemeinsprache beisteuert. Wenn wir z. B. neben Wahn Argwohn sagen, so kommt das daher, daß -wohn aus dem Dialekt in die Allgemeinsprache eingedrungen ist. Und ebenso erklärt es sich, daß wir Mond sagen und nicht Mand; im Mittelhochdeutschen sehen wir die a-Form des Wortes: mane. Knabe und Knappe sind eigentlich ein und dasselbe Wort, aber das eine ist aus dem Oberdeutschen, das andere aus dem Niederdeutschen in die Allgemeinsprache eingedrungen, und später hat sich dann für jedes eine besondere Bedeutung entwickelt. Usw.

Die Allgemeinsprache wird festgelegt als Schriftsprache. Das Schreiben war ursprünglich ausschließlich Sache der Priester und Rechtsbewahrer. Die heiligen Satzungen, die Grundlagen der Staatsmacht wurden aufgezeichnet, um das kostbar erworbene

Kulturgut, die Grundlage der äußeren Sicherheit festzunageln für die kommenden Geschlechter. Da zunächst nur das Heiligste und Wichtigste aufgezeichnet wurde, umgab ein ehrfürchtiger Schauer jede Aufzeichnung. Daran zu rühren, war Frevel. Hierdurch wurde auch jede Wortform, wenn sie einmal „geschrieben“ war, ehrwürdig und man scheute sich, den Wortlaut zu verändern. So kommt es, daß die Schrift einen verlangsamenden Einfluß auf die Veränderungen der Sprache ausübt. Man kann und darf nicht anders als die Altvorderen. Die Überlieferung ist heilig nicht nur in bezug auf den Inhalt, sondern auch in bezug auf die Form. Mit Zunahme der Kultur wird nun Verschiedenartigstes aufgezeichnet, aber stets scheut man davor zurück, in die geschriebene Sprache all die Neuschöpfungen des Tages aufzunehmen, die man unbedenklich spricht. Es dauert immer einige Zeit, bis ein Ausdruck aus der gesprochenen Sprache in die Schriftsprache eindringt. Wer ohne Federlesen tatsächlich schreibt „wie er spricht“, schreibt salopp. Wir haben beim Schreiben — hier ist speziell Bücher= nicht Briesschreiben gemeint — ein größeres Publikum vor Augen und müssen dem Rechnung tragen, daß wir uns nicht zu sehr in Familien- und Dorfspezialitäten des Ausdrucks verlieren dürfen, weil eben die Fernerstehenden uns dann nicht folgen könnten oder wollten. Wer hingegen die Schriftsprache gar zu förmlich und gewählt handhabt, schreibt „papiernen Stil“. Die Schriftsprache bewahrt oft Wendungen viel länger als die gesprochene Sprache; es gibt Wendungen, die tatsächlich jetzt nur noch der Schriftsprache angehören. Mit der Zeit empfindet man sie als gar zu fremdartig und steif und sie finden nur noch in ganz förmlichen Dokumenten Platz. So z. B. weiland. Nach einer weiteren Spanne Zeit meidet man sie als gar zu entlegen und unverständlich auch in diesen. Dann sind sie aus dem Sprachgebrauch geschwunden.

Innerhalb der Schriftsprache selbst unterscheiden wir noch die **ungebundene Rede** (Prosa) von der **gebundenen** (Poesie). Die Prosa kommt der gesprochenen Sprache im ganzen viel näher; in gebundener Rede erhalten sich Sprachwendungen, die nicht nur seit Jahrhunderten nicht mehr gesprochen, sondern auch in ungebundener Rede längst nicht mehr geschrieben werden. So z. B. kann man in Versen noch die ganz veraltete Wortstellung mit dem Zeitwort am Ende des Satzes verwenden, wie z. B.:

Ein Beilchen auf der Wiese stand
und sonst Stellungen, die in ungebundener Rede unmöglich wären:

Den Becher er dem König reicht.

Die gebundene Rede bleibt eben länger unverändert in der Erinnerung, weil Rhythmus und besonders Reim sie vor Veränderung schützen. Ihre Art und Weise prägt sich dem Gedächtnis so fest ein, daß immer noch Verse nach dem Muster der alten überlieferten gebildet werden können, ohne fremdartig oder gar unverständlich zu erscheinen. Je zäher ein Volk an seiner alten Kulturüberlieferung festhält, desto größeren Widerstand setzt es den Veränderungen des Sprachgebrauches entgegen. Daher sind bei zunehmender Kultur die Voraussetzungen für starke Veränderung ständig im Abnehmen. Je älter die schriftsprachliche Tradition ist, desto stabiler wird der Sprachstand, desto langsamer vollzieht sich also jede Veränderung des Sprachgebrauches.

VI.

Äußere Geschichte der Sprache. (Innerliche und äußerliche Gründe sprachlicher Veränderung.)

Es sollen nun die wichtigsten Arten sprachlicher Veränderung und ihre Ursachen zusammengefaßt werden.

Jede Sprache verändert sich in ihrer äußeren Form, d. h. in der Art, wie die Laute ausgesprochen werden. Z. B. die alten Germanen sprachen *t*, wo wir *z* sprechen: *teta*, Zitze; *p*, wo wir *pf*: Sie übernahmen lateinisch: *palus*, wir sagen Pfahl. Im Mittelalter sagte man: *i*, jetzt *ei*, *wīn* Wein, *mīn* mein; *ū*, wo wir jetzt *au* sprechen: *mūr* = Mauer, *ūf* = auf usw. Die Ursache, warum sich die Aussprache der Laute verändert, ist noch nicht endgültig aufgedeckt. Es ist anzunehmen, daß die Art des Luftverbrauches beim Sprechen ein maßgebender Faktor für die Artikulation ist. Bei der Übernahme der Wörter von einer Generation durch die andere scheinen unendlich kleine Verschiebungen in der Art der Organbehandlung einzutreten, die nach und nach größere Veränderungen in der Artikulation zur Folge haben.

Die Art der Organbehandlung ist bei verschiedenen Menschen verschieden; wir beobachten, daß ein Kind mehr zu „enger“, ein anderes mehr zu „breiter“ Aussprache neigt, eines „singt“ mehr im Sprechen als das andere, eines spricht kurz „abgehakt“, das andere langgezogen, „geschmiert“. Bei verschiedenen Völkern sind die Typen der Organbehandlung so deutlich zu scheiden, daß wir geradezu von einer englischen, französischen, deutschen usw.

Artikulationsart reden und sie auch dann heraus hören, wenn der Betreffende sich einer anderen Sprache bedient. Jemand spricht deutsch mit englischem „Akzent“, italienisch mit deutschem Akzent usw. Die Verschiedenheiten der Organbehandlung bei den einzelnen Sprachgemeinschaften bewirken, daß aus einer Sprache mehrere Tochtersprachen entstehen. So hat sich z. B. das Lateinische des römischen Staates, der sich über ein so außerordentlich großes Gebiet ausdehnte und so höchst verschiedenartig sprechende Völkerschaften einverleibte (Gallier, Germanen, Iberer usw.), nicht einheitlich weiter entwickelt, sondern es zerfiel in eine Reihe von Provinzialsprachen, die sich zunächst nicht mehr voneinander unterschieden als etwa heutzutage Süddeutsch von Norddeutsch. Dadurch, daß das politische Band zwischen diesen Provinzen riß, indem der römische Staat zerfiel, dadurch, daß die verschiedenen latinisierten Völkerschaften, nun voneinander unabhängig, ein Sonderleben zu führen begannen, wurden die Unterschiede der Sprechweise in ihnen größer und so entstanden die romanischen, d. h. die neulateinischen Sprachen (Begliotisch, Sardisch, Italienisch, Französisch, Provenzalisch, Katalanisch, Spanisch, Portugiesisch, Rumänisch und die rätoromanische Sprachgruppe). Jede von ihnen ist unmittelbarer Nachkomme des Lateinischen unter eigentümlichen Schicksalen, die darzustellen Aufgabe der Sprachforschung ist. Da sehen wir, daß z. B. die Franzosen die Aussprache eines akzentuierten *a* in freier Silbe¹⁾ zu *e* verändert haben, lat. *sal* frz. *sel* (Salz), während die Italiener es unverändert aussprechen: *salò*; die lothringischen Franzosen sprechen für solches *a* *ei*; im Dialekt von Ormea (italienische Riviera) wird es *ao*, im Begliotischen wurde *ua* gesprochen usw.

Die äußere Form der Wörter verändert sich aber nicht allein durch die eigenartige Artikulation; sie ist zum großen Teil bedingt durch das Bestreben nach Angleichung der Formen aneinander (durch Analogiewirkung, vgl. oben S. 79). Dadurch, daß zwei Wörter im gleichen Verhältnis zueinander stehen wie ein anderes Wortpaar, das man oft im Munde führt, macht man ihre Formen

1) Unter freier Silbe versteht man eine Silbe, die mit dem Vokal schließt, resp. in mehrsilbigen Wörtern Silben, in denen der Vokal nur vor einem Konsonanten steht, z. B. *da*, *tage*; unter gedeckter Silbe eine Silbe, die mit dem Konsonanten schließt, resp. in mehrsilbigen Wörtern Silben, in denen der Vokal vor zwei oder mehreren Konsonanten steht, z. B. *tag*, *getagt*. Vgl. S. 20.

gleich. Z. B. althochdeutsch anst (Angst), dazu der Plural ansti, woraus, wie wir gesehen haben, durch Umlaut Ängste entstand. Bei allen Wörtern, die im Althochdeutschen den Plural auf -i bildeten, war der Umlaut artikulatorisch gefordert; so entstand gewissermaßen „von selbst“ die Pluralbildung mit -ä-, -ö-, -ü- zu den Wörtern, die in der Einzahl -a-, -o-, -u- hatten. Nun hatte man die Wortgruppe Angst, Ängste usw. und dadurch die Vorstellung, man drücke das Vielfache dadurch aus, daß man a in ä wandle usw. Daher bildete man nun auch zu Hand — Hände, während in älterer Zeit der Plural zu Hand die Handen war. (Diese alte Deklinationsweise liegt noch vor in Wendungen wie vorhanden, abhanden, zuhanden.) Man hat also einen analogischen Plural Hände gebildet.

Es ist Aufgabe der Sprachgeschichte, in jedem einzelnen Fall darzutun, ob eine sprachliche Veränderung artikulatorisch oder analogisch bedingt ist; im Fall 'Hände' wird bewiesen, daß ursprünglich gar kein i-Plural vorhanden, daher die Bedingung für einen i-Umlaut nicht gegeben war: die Entwicklung des ä in Hände ist also nicht artikulatorisch bedingt, sondern analogisch zu anderen Wortpaaren gemacht worden.

Die Wörter verändern sich im Munde der Sprechenden um so mehr, je häufiger sie gebraucht werden. Sie schleifen sich ab; man versteht sie, auch wenn sie ungenügend artikuliert sind, deshalb achtet niemand darauf, sie sorgfältig auszusprechen. Man verkürzt Wörter, die man mit geringerer Aufmerksamkeit ausspricht, so gut man ganze Sätze verkürzt, wenn sie zu festen und weniger bedeutungsvollen Redensarten herabgesunken sind. So wurde aus 'Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen': 'Guten Morgen' (vgl. oben S. 60) und dann 'Gu'n Morg'n' und dann nur 'Morg'n'; so wurde aus dem oben besprochenen Leik — lich, teil — tel. So ist auch unser Wort Nachbar entstanden, d. h. der in der Nähe Angesiedelte, Nähbüre; es sollte eigentlich Nachbauer sein, denn büre ist Bauer (der Wohnende, der Siedler, Anwohner). Das Mittelhochdeutsche hatte volle Endungen, der Vokal der auslautenden Silben wurde ganz artikuliert: Himiles des Himmels. Im Mittelhochdeutschen sagte man des Lëbënes (sprich Lëbbennès), jetzt Lëbns, Èbëres des Ebers. Das -es des Genetivus ist ganz zu -s gekürzt nach n, r, l; vgl. dagegen Kindes, Ortes, wo wir das e noch als stummes e hören lassen, während Werkes, Weges dieses stumme e nur noch in sorgfältiger Rede bekommen; im raschen täglichen Sprechen sagen wir

Werks und Wegs. (Ich bin des Wegs gekommen; der Verfasser des Werks ist kein Deutscher.) In festen Zusammensetzungen verlieren diese Wörter ihr e z. B. unbedingt: Ortsnamen, Kindskopf, z. B. wird es noch gehört: Wegesrand, Tagesgestirn. Es hängt also davon ab, wie rasch das folgende Wort nach dem betreffenden Genetiv gesetzt wird, wie eilig wir von dem einen Wort auf das andere übergehen. Je nach der Beschaffenheit der Laute, die vor und nach dem e zu artikulieren sind, erfolgt die Ausstößung des e leichter oder schwerer: nach n, r, l leichter, nach k, g schwerer usw. Daher ist der Genetiv -es nach n, r, l überhaupt nicht mehr gebräuchlich, in den anderen Fällen nur im zusammengesetzten Wort ganz geschwunden, im alleinstehenden nach dem jeweiligen Zeitmaß des Sprechens verschieden.

Viele Wörter verändern sich dadurch, daß man ihre eigentliche Bedeutung nicht mehr versteht; so ist Hochzeit eigentlich Hohe Zeit, Zeit des Festes, in der es „hoch hergeht“. Da wir nun höch sagen, müßten wir eigentlich Höchzeit aussprechen. Die Verbindung vom Eigenschaftswort hoch mit dem Hauptwort geschieht aber seit Jahrhunderten nicht mehr in dieser Weise: wir sagen hohe Zeit und denken daher bei Hochzeit nicht mehr daran, daß 'hohe' gemeint ist. Da nun o vor ch gewöhnlich kurz ausgesprochen wird: doch, Koch, noch, Loch, roch (zu riechen), kroch usw., so ist auch hier das o verändert worden, also analogisch. Nicht anders verhält es sich mit Hoffart, das zu hochfahrend (vgl. S. 59) gehört und sich aus Hochfahrt dadurch entwickelt hat, daß eine Angleichung der Artikulation von ch zu f erfolgt ist (vgl. S. 26 ff.), die erst dann stattfinden konnte, als die Bedeutung 'Hohe Fahrt' vergessen war. Also Höchfahrt über Höchfahrt zu Hoffart.

Im Verlauf des Mittelalters beobachteten wir, daß jeder Vokal in freier Silbe (vor einfachem Konsonanten) gelängt wird: Im 13. Jahrhundert und noch später sagte man der Täg (= Tagg), des Tägges (Tagges), Wäg, Wägges usw., seit dem 16.—17. Jahrhundert des Tägges, dem Tägge, den Täggen, während zunächst Täg kurz blieb. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der Formen Täg (Nominativ, Akkusativ), Tägges (Genetiv) usw. bewirkt, daß man diese Formen ausgleicht und nun auch Täg sagt, obzwar hier die Bedingung für die Längung nicht gegeben ist, denn da auf das g kein Vokal folgt, gehört es zu der Silbe, in der das a steht; die Silbe ist also gedeckt. Wir haben es wieder mit einem analogischen Vorgang zu tun. Das a in Tag wird nicht gelängt in Folge der Be-

schaffenheit dieses Wortes selbst, sondern infolge der Beschaffenheit der diesem Worte nächststehenden Formen.

Wie nun viele Wörter (vgl. S. 79) sich verändern, weil sie zu anderen in Beziehung gebracht werden (analogische Vorgänge), ereignet es sich, daß ein und dasselbe Wort in zweierlei Gestalt weiter lebt, je nachdem es zu anderen Wortgruppen in Beziehung gebracht wird oder nicht. Wir sagen der Wäg, weil wir es von den Formen für Genetiv, Dativ usw. (Weges, Wegen) nicht trennen wollen; ganz dasselbe Wort liegt nun vor im Adverb weg (er ist weggegangen), aber wir haben durch die Art des Gebrauches im Laufe der Jahrhunderte vergessen, daß es sich auch hier um Weg handelt, und so ist die ursprüngliche kurze Aussprache erhalten geblieben.

Die Wörter verändern aber nicht nur ihre äußere Form, sondern auch ihre Bedeutung. Das geschieht in erster Linie dadurch, daß die Wörter ein sehr zähes Leben haben und auf lange hinaus die Kulturepochen überdauern, in denen sie geschaffen wurden. Infolgedessen hat sich allgemach die Vorstellung verändert, die man zuerst mit dem Lautbilde verband. Man denke nur an Wörter wie Haus oder Bett. Wie anders war das Haus, das die alten Germanen aus Schilf flochten und mit einer Lehm-schicht überzogen, um es dicht zu machen. Es hatte kein Fenster, eine notdürftige Bedachung; durch die Türöffnung drang etwas Licht nach innen und der Rauch des auf dem Boden angemachten Herdfeuers nach außen. Nach und nach lernten die Germanen Häuser aus Holz, aus Ziegeln bauen, Fenster einfügen usw.; die Fortschritte im Hausbau waren aber so allmähliche, daß der Gesamteindruck sich nicht jählings veränderte. Obzwar das Behausungsobjekt sich fortwährend verbesserte, konnte doch die Bezeichnung 'Haus' in ununterbrochener Zeitfolge darauf Anwendung finden. Nach zweitausend Jahren unversehens zurückblickend, erstaunt man über die Tatsache, daß ein und dasselbe Wort so verschiedenartige Vorstellungsobjekte umfaßt, wie die geflochtene Hütte und einen siebenstöckigen Bau, in dem mehrere hundert Personen wohnen können. Es wäre unbegreiflich bei einer unvermittelten Übernahme eines Kulturgutes: wenn eine wenig kultivierte Gegend, in der es nur elende Hütten gibt, von fernher angesiedelt wird (man denke an Deutsch-Afrika), so kann die heimische Bezeichnung für die Hütte nicht auf das moderne Blockhaus übertragen werden. Hier ist der Unterschied zu augenfällig. In unserem Falle aber wächst das Volk nach und nach in höhere Kultur hinein.

Die Kulturbegriffe verändern sich allgemach, gleichsam unter der Hand; so verändert sich allgemach auch der Vorstellungsinhalt des Wortes, das das betreffende Kulturobjekt bezeichnet.

Das Herausz wachsen der Wörter aus ihrem ursprünglichen Kulturmilieu beobachten wir auch an sehr vielen Wendungen, die zuerst eine tatsächliche Mitteilung ausdrückten und später zu formelhaften Redensarten erstarrten. So im Schilde führen. Dies bringt uns in die Zeit des Rittertums zurück. Im Schilde führte der stets bewaffnet einherziehende Ritter sein Wappenzeichen, es war ein Erkennungsmittel. Wußte man, was er „im Schilde“ führte, so wußte man, wer er war, also auch, ob er als Freund oder Feind kam, was seine Absichten waren. Nun da die Zeiten, in denen man mit Helm und Schild auszog, längst vorüber sind, ist die Wendung „etwas im Schilde führen“ im ersten Augenblick nicht mehr verständlich; wir müssen uns erst besinnen, wieso denn diese Wortgruppe zu der Bedeutung kommt: etwas vorhaben. Der Ausdruck hat sein Kulturmilieu um viele Jahrhunderte überlebt und ist jetzt eine formelhafte Redensart. Aus demselben Kulturmilieu stammt in die Schranken fordern, zu der Vorstellung des Turniers gehörig, das innerhalb hölzerner Schranken abgehalten wurde, hinter denen sich die Menge der Zuschauer drängte. Die Ritter traten (oder ritten) in den durch die Schranken abgesperrten Raum zum Zweikampf. Hierher gehört auch jemandem die Stange halten. Wenn nämlich einer der Turnierkämpfer abtreten wollte, so zog er sich hinter die Schranke zurück und der die Abgänge bewachende Kriegsmann hielt eine Stange wagerecht vor denjenigen, der sich etwa beifallen ließ, ihn hinter die Schranken zu verfolgen. Nach den üblichen Turnierregeln war eine solche Verfolgung unstatthaft. Der Büttel, der hinter dem Abgehenden die Stange hielt, schützte ihn also gegen einen unzulässigen Angriff. Aus der mittelalterlichen Rechtspflege ist das Wort 'über jemand den Stab brechen' auf uns gekommen. Auf dem Richtplatz, wenn der Henker mit erhobenem Beile hinter dem zum Tode Verurteilten stand, wurde das Todesurteil nochmals öffentlich verlesen, für den Fall, daß jemand dagegen Einspruch zu erheben hätte. Gesah dies nicht, so ließ der Richter durch einen Untergebenen einen Stab zerbrechen: so sollte mit dem Leben des Angeklagten verfahren werden. Das Brechen des Stabes war für den Henker das Zeichen, das Urteil zu vollstrecken.

Es kommt auch vor, daß im Laufe der Zeiten ein Wort zu einer allgemeinen Bedeutung kommt, die es früher nicht hatte, so ein Gulden (ursprünglich Goldstück von bestimmtem Wert). Diese erste Bedeutung ist vergessen, man hat nur den ungefähren Wert der Münze im Auge behalten und spricht nun von Silber- oder Papiergulden. Das Zündhölzchen ist an Stelle des Zündsteines getreten, dessen unsere Ureltern sich noch bedienten. Die Industrie hat rasch an Stelle des Hölzchens ein Wachskerzchen gesetzt; aber der Ausdruck Zündhölzchen ist uns so geläufig, daß wir von Wachszündhölzchen oder Wachshölzchen reden, ohne uns des Widersinns, der darin liegt, bewußt zu werden. Wir sprechen auch noch immer von Buchstaben (d. h. Buchenstaben), weil unsere Ahnen ihre Schriftzeichen (Runen) in Stäbe aus Buchenholz ritzten. Wir denken uns aber jetzt unter Buchstabe nichts anderes als „Schriftzeichen“, daher die Möglichkeit, Wörter wie Goldbuchstaben oder Druckbuchstaben u. ä. zu bilden.

Das Rohr gehört zu ros und ist der von der Rohrpfanze gewonnene ausgehöhlte glattrunde Stab. Nun macht man solche „Rohre“ nach und wir bekommen ein Eisenrohr, Bleirohr usw.

Wir haben schon gesehen, daß die abstrakten Wörter gebildet werden durch Übertragung ihrer ursprünglichen konkreten Bedeutung auf geistiges Gebiet. (Vgl. oben S. 66.) Bei vielen Wörtern geht die konkrete Bedeutung nach und nach verloren, so z. B. bei untersuchen, begreifen, überlegen. Bei vielen ist der Zusammenhang mit den konkreten vergessen, z. B. bei den meisten Adverbien der Art und Weise und der Zeit, die aus den Adverbien für wirkliches Maß und für den Ort hervorgegangen sind. Das Messen eines Körpers und die Bestimmung des Ortes sind konkret; der Ausdruck für Art und Weise ist eine Maßbestimmung auf geistigem Gebiet. Vielleicht, schwerlich, fast (zu fest), sehr (noch im Althochdeutschen ganz sinnlich: schmerzhaft), angenehm (was man [gern] an[hin]nimmt), völlig, knapp, unentwegt usw. Recht und richtig gehört zu richten, nämlich das Lot halten, daß das aufzuführende Mauerwerk gerade wird (lotrecht), ist also ein Ausdruck der Maurerei, der ins Moralische übertragen ist für das, was nach geltendem Brauch das Gerade, Richtige ist. Gewiß ist das, was gewußt wird; das Verb wissen aber gehört zu der Wurzel wid finden, die, ins Geistige übertragen, das Sehen, Erkennen ausdrückt.

Auch die Zeitbestimmung beruht auf Übertragung des Ausdruckes der Raumbestimmung auf etwas nicht Sinnliches; denn die

Veränderung im Raume können wir mit den Sinnen wahrnehmen, aber die in der Zeit nicht; wir erschließen sie aus der Veränderung, die an den Dingen usw. stattgefunden hat. So z. B. beinahe, zunächst, vor, früher (zu vor) vorher, nach (zu nahe); englisch late „spät“ ist aus der Bedeutung „träge“ erwachsen.

Es kann auch stattfinden, daß Wörter aus ihrer abstrakten Verwendung abermals in konkrete übergehen, z. B. Ausstellung; eigentlich ein Abstraktum wie alle Wörter auf -ung, von der Bedeutung: Ausführung des im Stamm angezeigten Tuns (vgl. Hand-lung, Ausführ-, Vorstell-, Bewerb-, Beleb-ung usw.). Die Vollziehung des Ausstellens besteht nun darin, daß die betreffenden Gegenstände in einem Raume „aus“gestellt, zur Schau gestellt sind; weiterhin aber werden die ausgestellten Sachen selbst mit dem Worte Ausstellung bezeichnet (die Bilderausstellung ist schön) und schließlich wird der Raum, in dem sie sich befinden, damit bezeichnet: Ich war in der Ausstellung. Nicht viel anders ist es mit dem Worte Vorstellung. Reale Vollziehung des Vorstellens (einer dramatischen Dichtung auf einer Bühne): Die Vorstellung der Iphigenie war würdig. Aber wir sagen auch: Ich war in der Vorstellung der Iphigenie, sowie: ich war in der Predigt, oder ich war in der Vorlesung von Professor X. Man überträgt die Vorstellung der Handlung auf die Vorstellung des Raumes, in dem die Handlung stattfindet.

Sehr oft erweitern Wörter ihre Bedeutung dadurch, daß man ursprüngliche Konkreta auf andere Konkreta bezieht, die in nächster Beziehung zu ihnen stehen. So ist Schule im Deutschen zunächst das Haus, in dem Unterricht erteilt wird, dann aber weiter auch die Gruppe von Menschen, die den Unterricht genießt (und erteilt). Die Schule macht einen Ausflug. Ferner: die bestimmte Gruppe von Menschen, die den Unterricht eines bestimmten Lehrers in der Weise genossen hat, daß sie maßgebend von ihm beeinflusst ist: Kant und seine Schule (d. h. seine Schüler und Nachfolger). Das „Haus“, in dem der Reichsrat versammelt ist, wird Ausdruck für die Versammlung selbst. Das Haus tagt; „Hohes Haus“ ist redensartliche Ansprache der Versammlung; das Haus erhebt sich zum Zeichen der Trauer von den Sigen usw. Auf diesem Wege sind wir auch zu unserem Worte Frauenzimmer gekommen. Ursprünglich ist es das Gemach, in dem die Frauen sich aufhalten, im Gegensatz zum Männeraal; nachher wird es auf die Bewohnerinnen übertragen und ist zunächst ein Kollektivbegriff: die Gesamtheit

der in der Frauenstube versammelten weiblichen Personen. Erst später erfolgt dann die Verwendung für eine einzelne Person.

Einen anderen Typus von Bedeutungsübertragungen zeigt uns das Wort Eisenbahn, das ursprünglich Schienenweg bedeutete und jetzt die auf diesem Schienenwege fahrende Wagenreihe. Man sitzt in, fährt mit der Eisenbahn neben „auf“, wo die Vorstellung des Weges noch merkbarer ist.

Wir übertragen die Bedeutung eines Teiles der Vorstellung auf die ganze Vorstellung; wir sagen z. B. das teure Haupt und meinen nicht nur den Kopf der teuren Person, sondern die ganze Person; ebenso Krauskopf. Langohr ist der ganze Esel, wie Segel das ganze Schiff. Fähnlein = Heeresabteilung, die sich unter einer Fahne schar. Nach dem hervorstechendsten Merkmal wird das Ganze benannt, und unter der Teilbezeichnung das Ganze verstanden. Einen ähnlichen Entwicklungsgang nahm das Wort Person, das ursprünglich „Maske“ bedeutete; lateinisch persona, von personare durchtönen, weil durch die Maske, die den Schall der Stimme verstärkte, hindurch gesprochen wurde. Persona war also die vom Schauspieler vorgebundene Maske, die charakterisierte, welche Figur der dramatischen Dichtung er vorzustellen hatte. Von da erhielt das Wort die Bedeutung „dargestellte Figur“, Charakter innerhalb der Dichtung und weiter die jetzt bei uns übliche „Einzelwesen“, „Mensch“.

Wir verallgemeinern die Bedeutung der Wörter, wofür schon aus dem Früheren Beispiele zu entnehmen sind. Wir verwenden ein Wort nicht nur für die Vorstellung, der es zunächst zukommt, sondern auch für eine Reihe von Vorstellungen, die in weiterer Beziehung zur ersten stehen. Die Bedeutungserweiterung erfolgt immer sehr allmählich. Althochdeutsch sahhan (sprich sachehan) streiten; wir haben noch Widersacher, Sachwalter, Rechtssache. Rechtssache war also ursprünglich so viel wie Rechtsstreitigkeit. Nun wird der Ausdruck erweitert: von der Rechtsstreitigkeit ist der Gegenstand dieser Streitigkeit nicht zu trennen; im weiteren Verlauf der Zeit wird das Wort Sache dann überhaupt für „Gegenstand“ verwendet, und jetzt ist die erste eigentliche Bedeutung (Streitigkeit) gerade die, an die man am wenigsten denkt, so daß man sich fragt, wie ein Rechtsbeistand zu der Bezeichnung Sachwalter gekommen ist. In Ursache ist ur = aus, ursprünglich, anfänglich; also ursprüngliche Streitigkeit, das, was der Streitigkeit zugrunde liegt. Es sei hier nur im Vorbeigehen darauf hingewiesen,

daß das jetzt gewöhnliche Wort für „Sache“ im juristischen Sinn, Fall, eine Nachbildung, eine Übersetzung des Lateinischen ist, das ja in der Juristensprache eine so große Rolle spielt: Fall ist = lateinisch casus.

Wir verallgemeinern die Bedeutung der Zeitwortformen in der Weise, daß wir von einer Handlung in der Gegenwart reden: er trinkt Bier, darunter aber nicht nur das einmalige, zufällige, gegenwärtige Tun verstehen, sondern das gewohnheitsmäßige, sich stets wiederholende.

Andererseits verengern die Wörter ihre Bedeutung: z. B. Müller, Schneider, Richter u. a. werden zur Bezeichnung einer bestimmten Person gebraucht und erwachsen zu Eigennamen; ebenso ergeht es bei allen Personalbezeichnungen, nur ist es nicht überall gleich klar. Viele Personennamen gehen auf Eigenschaftswörter zurück: Fortunatus, Felix, Beate (aus lateinischen Ausdrücken für glücklich), Eugenie (griechisch) die Wohl[glücklich]geborene), Helene (griechisch die Leuchtende), Klara (lateinisch die Reine), Ernst, Hartmut, Theodorich (germanisch der Volkreiche), Friedrich (der Friedreiche), Leopold (germanisch der Volkwaltende), Berta (germanisch die Glänzende), Albert = Albrecht (germanisch der Edelglänzende), Max (zu lateinisch maximus der Größte), Franz (aus dem altfranzösischen François: fränkisch, der Mann fränkischer Abkunft). Oder sonst auf eine Schilderung: Karl (aus Kerl, germanisch: der freie Mann), Gottschall (aus -schalk = germanisch Knecht, also Knecht Gottes), Dorothea (griechisch Geschenk Gottes), Theodora (griechisch, von gleicher Bedeutung wie Dorothea), Nathaniel (hebräisch der von Gott Gegebene, dasselbe wie lateinisch Deodatus, südfranzösisch Daudet), Amadeus = Gottlieb, Gotthold; Adolf (germanisch Edelwolf) usw. Wie Wolf, Bär u. ä. auf den Knaben, werden Blumenamen u. ä. auf Mädchen übertragen: Rose; französisch Violette; englisch Lily (Lilie), Daisy (Gänseblümchen); Margarete ist lateinisch margarita Perle usw. Ein frommer Wunsch knüpft sich an die Namensgebung beim Kinde; bei den allermeisten Völkern herrscht die Vorstellung, daß der Name bedeutungsvoll für das Schicksal des Menschen sei, daher alle Ruf- (Tauf-) Namen von guter Vorbedeutung sind. Namen von übler Bedeutung sind Spottnamen, die dem Träger zu irgendeiner Zeit (mitunter schon in früher Kindheit) beigelegt wurden und die dann nicht selten stehen blieben, so daß sie zur näheren Bezeichnung des Trägers dienten und zu Zunamen erwuchsen. Krummbein, Klumpfuß, der Rote

(Rot), Ovidius Naso (Der Langnasige) usw. So sehen wir, daß jeder Personennamen eine Bedeutungsverengung in sich schließt, indem wir aufgefordert werden, eine für sehr viele Objekte geltende Bezeichnung nur auf ein einziges zu beziehen, das von besonderer und noch dazu in vielen Fällen von ganz anderer Art ist als die Objekte, von denen die Bezeichnung hergenommen ist.

Nicht anders verhält es sich mit Ortsnamen. Sie stammen zum größten Teil aus allgemeinen Ortsbezeichnungen, die, auf bestimmte Örtlichkeiten bezogen, den Wert einer Spezialbezeichnung erhalten: so die Ausdrücke mit *feld*: Breitenfeld (Siedlung am breiten Feld), Neunkirchen (an der neuen Kirchen), Weißenburg (bei der weißen Burg), Zweibrücken, Prettfeld (lateinisch *pratium* = Wiese und Feld), Kempen (lateinisch *campus*), Köln (lateinisch *Colonia* = Kolonie), Weißenfels, Schwarzau, Rothenburg, Weißenbach, Aussee (= Seespitz, Ende des Sees), Gmünd, Gmunden u. ä. (Mündung), Reute, Naßwald usw. Ortsnamen können eine Spezialfärbung durch Beifügung des Besitzers erhalten: Heinrichsburg, Sachsenhausen (Ort der oder des Sachsen), Frankenwald, Frankfurt, Sieghartsdorf, Marienbad usw. Auch schildernde, resp. erzählende Ortsnamen gibt es: Hirschsprung, Stobinimmel (Platz in Wien, wo einstmal eine Kezerverbrennung stattfand), Heidenschuß (ebenfalls ein Platz in Wien, der an die Zeit der Türkenbelagerung erinnert). In Spanien und Portugal finden sich mehrere Orte des Namens Matanza = Totschlag, aus der Zeit der Maurenkriege. Es kann sich dabei um eine Metzerei von Christen so gut wie von Mauren handeln. Sehr beliebt sind in den Ländern romanischer Zunge Orts- (und auch Personen-) Namen, die einen ganzen Satz enthalten: franz. *Taillefer* = schneide Eisen, Name eines alten Helden, ital. *Cantagallo* = (da) kräht der Hahn, *Cantalupo* = da heult der Wolf (oder: krähe, Hahn! heule, Wolf!). In diese Gruppe von Namenbildungen gehört Zwing-Uri, der Burgname.

Eine Bedeutungsverengung findet auch statt, wenn ein Gebrauchsartikel von dem Orte seiner Herstellung aus benannt wird, z. B. Tüll von der französischen Stadt Tulle her; oder ein Bodenprodukt von dem Orte seiner Herkunft, z. B. Zwetsche (Zwetschke), d. i. *Damascenus*, im Munde der alten Deutschen *Damascenus* = die aus Damaskus stammende (nämlich: Frucht). Aus Damaskus stammt allerlei; es ist also eine starke Bedeutungseinschränkung, das Wort *damascenus* gerade nur auf die Pflaume zu beziehen.

Der Allgemeinbegriff wird spezialisiert: z. B. „Wache“ und von da die Wache, die die Wache habende (oder ausübende) Person.

Die Bedeutungsverengung und =Erweiterung kann natürlich mit anderen Bedeutungsveränderungen Hand in Hand gehen.

Die Bedeutung der Wörter wechselt, je nach dem Gemütsanteil, den die sprechende Person an ihrer Rede nimmt. Zahlreiche Ausdrücke sind sowohl Rose= als Schimpfworte, je nachdem, was man dabei empfindet; so jede Übertragung von Tiernamen auf Personen; die Wörter und Wortteile, die eine Verkleinerung ausdrücken (z. B. -chen, -el: Männchen, Werkchen, Büchel), werden Zärtlichkeitsausdrücke, wenn das Kleine die Vorstellung des Lieben, Zierlichen, Hilfs= oder Schutzbedürftigen wachruft; insofern aber das Kleine ein „zu Kleines“ ist, kleiner als man erwartet, insofern man darin das Unzulängliche, Unfertige, Minderwertige sieht, dient der Verkleinerungsausdruck zur Schilderung des Wegwerfenden, verächtlichen Urteils. Das Deutsche ist in dieser Beziehung unendlich weniger ausdrucksfähig als die romanischen Sprachen, besonders das Italienische und das Spanische. Da haben wir z. B. ital. casa das Haus, casina, casetta das liebe, kleine Haus, casotta (das große, aber ungeschlachte), casaccia (das schlechte, baufällige usw.); mano (die Hand), manina (Händchen), manone (ungeschlachte große Hand); donna (Frau), donnina (kleine, zierliche Frau, evtl. kleines Mädchen), donnone (Mannweib) usw.

Endlich sei noch der Bedeutungswandel erwähnt, den man als euphemistischen bezeichnet. Auch er entspringt dem Gemütsanteil des Sprechenden. Da ist etwas zu heilig, als daß man es auszusprechen wagte: Du sollst den Namen Gottes nicht unnützlich führen, heißt es, und so sagt man der Herr. Das Wort Herr bekommt also die ganz bestimmte Bedeutung „Gott“. Man weicht auch den Bezeichnungen des Heiligen in Schwüren aus, indem man ähnliche Laute sagt, die aber gar keinen eigentlichen Sinn haben: Sapperment, Sackerlot für Sakrament, französisch morbleu = Mort Dieu, ital. Diamine aus Domine mit Zuziehung des heidnischen Namens Diana, der gewissermaßen ein sicheres Versteck bietet.

Anderes ist zu schrecklich, als daß man es ohne weiteres nennen will; denn ein uralter Glaube fürchtet, die bösen Geister herbeizulocken, zu „wecken“, wenn man ihren Namen ausspricht. Sie nennen, heißt sie rufen. Die Vorsicht gebietet, sich einer Umschreibung zu bedienen. Die Griechen nannten die Rache=

göttinnen, die jede Schuld ausfindig machen und strafen, die Eumeniden, die Wohlgesinnten. Im Mittelalter beherrschte die Furcht vor dem Teufel alle Gemüter. Nur Gottes Hilfe, Gottes Nähe kann ihn bannen. Wenn man seine Nähe ahnt, wappnet man sich mit dem Stoßgebet: Gott sei bei uns. Daraus entsteht „der . . . Gottseibeius“. Er ist der „böse Feind“, der „Widersacher“ (altfranz. *aversier*, aus lat. *adversarius*) usw.

Eine andere Art Euphemismus entspringt dem Schicksalheitsgefühl der Menschen; gewisse Dinge will man nicht beim Namen nennen, um den Anstand nicht zu verletzen; man umschreibt sie, läßt sie erraten. Nun wird diese Umschreibung allgemein üblich und wirkt dann gerade so roh, wie das Wort, das sie verdrängen sollte; z. B. Dirne, ursprünglich Mädchen, wie noch jetzt in vielen Alpendialekten (Bauerndirne, Dirndl) ist euphemistisch für Metze eingetreten und nun gerade so deutlich wie dieses. Das Wort Dirne hat somit eine Bedeutungsver schlechterung erfahren. Ebenso *maitresse*; ursprünglich verliebte Verherrlichung, dann zarte Umschreibung „Herrin“, jetzt nur noch in wegwerfendem Sinn „ausgehaltene Person“. Daher wird es seinerseits gemieden und durch „Freundin“ ersetzt. Das Anstandsgefühl der Menschen ist an sich natürlich ein sehr wechselndes. Was der einen Generation gar nicht anstößig vorkommt, kann die andere nicht aussprechen. So wechseln die Ausdrücke für die Körperteile: statt Bauch sagt man jetzt „Leib“ oder „Magen“; statt „Bein“ Fuß. Im späteren Mittelalter in Frankreich war es umgekehrt, da schien der „Bauch“ salonsfähiger als der Magen und die Brust, und man versicherte, daß man ein tapferes Herz au ventre habe. Das französische *poitrine* bedeutet eigentlich Brusttuch, resp. Bruststück des Panzers; das Wort für die Bekleidung hat also das Wort für den Körperteil, *piz* aus lateinisch *pectus*, verdrängt und *piz* wird jetzt nur noch vom Kleidermacher gesagt. Was für Bezeichnungsveränderungen macht nicht die Hose durch! Das Beinkleid scheint anständiger als die Hose oder gar die Hosen; die Verwendung des Plurals wirkt nämlich bildhafter, und „deutlicher“ ist in diesem Falle gleichwertig mit „unanständiger“, zum mindesten mit „unfeiner“. Danach müßte Beinkleid, weil es ein schildernder, malender Ausdruck ist, beleidigender wirken als Hose. Und das war eine Zeitlang der Fall. Nun ist aber jetzt Beinkleid nicht so gewöhnlich wie Hose und daher findet man es schicklicher. Aber nur eine Weile lang; es wird verdrängt von „den Unaussprechlichen“ und von diesen flüchtet

man zu den „inexpressibles“. Es ist überhaupt sehr charakteristisch, daß man sich in einer anderen Sprache weniger geniert fühlt als in der eigenen. Wer an Verstopfung leidet, spricht von Obstipation usw. Oder man setzt einen allgemeinen Ausdruck, der weniger deutlich ist, an Stelle der klaren Bezeichnung, so für das zuletzt erwähnte Beispiel Verdauungsbeschwerden. Das Prinzip aller dieser Veränderungen ist das Bestreben, den weniger landläufigen Ausdruck zu wählen, dessen Verständnis schwerer ist. Ein sonderbarer psychischer Vorgang: man will etwas sagen, will es aber nicht klar verständlich machen. Es soll nur angedeutet werden, und sobald ein Wort durch vielen Gebrauch zu allgemein verständlich ist, sträubt sich die Schamhaftigkeit neuerdings dagegen und versteckt sich hinter etwas anderes. So können zwei, drei Ausdrücke für denselben Begriff geradezu miteinander wechseln; es kommt nach Verlauf einiger Zeit immer wieder der an die Reihe, der gerade am weitesten abliegt. Die Minnesinger ersetzten z. B. das Wort Liebe, das ihnen zu sinnlich war, durch „Minne“, eigentlich Gedächtnis, (holdes) Gedenken; dann aber wurde die Minne sehr verweltlicht und das Wort sank zum Ausdruck für illegitime Liebesverhältnisse niederer Art herab. Infolgedessen kam das lang vernachlässigte Wort „Liebe“ wieder für die Bezeichnung des edleren Gefühles in Gebrauch.

Alle bisher erwähnten Vorgänge sprachlicher Veränderung entspringen innerlichen Gründen. Die psychische Veranlagung der Menschen bringt sie mit sich; mehr oder weniger finden wir sie in allen Sprachen. Es gehört mit zum Wesen der Sprache, daß das Denken und Fühlen in dieser Weise in ihr in Erscheinung tritt. Denn die Sprache ist ein Spiegelbild der geistigen Vorgänge, wir lesen in ihr den Charakter der Sprechenden. Nun erübrigt es, noch einige Worte über die sprachlichen Veränderungen aus äußerlichen Gründen zu sagen. Hier handelt es sich darum, den ganz speziellen Schicksalen jedes Volkes nachzugehen. Denn auch die äußeren Schicksale, die politische Geschichte einer Nation können wir aus ihrer Sprache ablesen.

Nirgends entwickelt sich eine menschliche Gemeinschaft ganz unbeeinflusst durch die Nachbarn: die Menschen führen miteinander Handel und Krieg, kommen sich durch Raubzüge und Wechselheiraten nahe; der Eroberer zwingt dem Besiegten seine Sagen, seine Religion auf; Kunst und Kultur lassen sich auf die Dauer nicht zurückdämmen. So nimmt jede nationale Gemein-

schaft unsagbar viel von anderen auf. In den meisten Fällen entlehnt man mit dem fremden Ding oder der neuen Vorstellung auch die fremde Bezeichnung; so kommen die **Lehnwörter** in die Sprache, sie werden akklimatisiert, d. h. dem eigenen Sprachgebrauch angeglichen und sind nach einiger Zeit dem heimischen Sprachschatze einverleibt. Es ist immer nur eine Frage der Zeit, wann ein aus einer anderen Sprache entlehntes Wort aufhört, als „Fremdwort“ empfunden zu werden. Eine Frage der Zeit und des Milieus. Wo ein Wort tagtäglich gebraucht wird, akklimatisiert es sich rascher; einer anderen Gesellschaftsphäre kann es noch lange als „fremd“ erscheinen. So z. B. das Wort „Institut“. Tatsächlich ist dieses Wort weder lateinisch (dann hätte es keinen -t-Auslaut) noch französisch (da wird *istitü* ausgesprochen) usw. Für alle, die in wissenschaftlichen Instituten arbeiten, ist die Bezeichnung so heimisch als irgendeine andere und sie wird auch in bezug auf die Aussprache des *st* akklimatisiert, indem die Süddeutschen, die überhaupt *st* = *st* sprechen, Institut sagen. Hingegen bleibt dem der Sache Fernstehenden das Wort Institut fremd und er spricht es fremdartiger, mit dem *s-t* aus.

Werfen wir nun einen Blick auf die **äußere Geschichte**, wie sie sich in der deutschen Sprache spiegelt, so erkennen wir in allererster Linie die Kultureinflüsse der lateinischen und neulateinischen Völker. Aus dem Lateinischen übernimmt das Deutsche in seiner ältesten Schicht die Maurerei mit ihren Ausdrücken: Mauer = *murus*, Fenster = *fenestra*, Pforte = *porta*, Zelle = *cella* usw. Den Weinbau: Wein = *vinum*, Kelter, Keller. Blumenzucht: Rose, Veilchen (Veil = *viola*), Lilie. Die Küchenkunst: kochen = *coquere*, Küche = *coquina* usw.; Pfeffer = *piper*. Obst- und Gemüsebau: Pflanze = *planta*, Pirsche = *cerasus*, Birne zu *pirus*, Pfirsich = *persicus*, Pflaume = *pluma*, Zwetsche (vgl. oben S. 97), Maulbeere = *morus*, umgewandelt in *mul-*, als ob es sich um Maul handelte; Kohl = *caulis* usw. Das Christentum: Kreuz = *cruce*, Zelle, Priester = *presbyter*, Mönch = *monachus*, Münster = *monasterium*, Fest = *festa*, Messe = *missa*, dazu Mesner, Prediger (zu *praedicare*) und Predigt, Marter = *martyrium*, Propst = *propositus*, Papst = *papa*, Bischof aus *episcopus*, Abt = *abbas* (*abbate*), Bibel = *biblia*, Dom = *domus* usw. Teufel = *diabolus*, Engel = *angelus*. Auch Pfaffe, Dechant, Küster, Kanzel, Kapelle sind nicht deutschen Ursprungs. Viele von diesen Wörtern sind ur-

sprünglich griechisch, wie abbas, papa, episcopus, presbyter, angelus usw.; andere sind nicht übers Lateinische, sondern direkt aus dem Griechischen zu uns gekommen, wie Pfingsten = pentecostē (der fünfzigste Tag) und vermutlich Kirche aus kyriakē (dem Herrn gehöriges Haus). Eine große Reihe von Wörtern hat die lautliche Gestalt wenig verändert, so Evangelium, Apostel, Altar, Epistel, Sakristei, Sakristan, Firmung (Konfirmation), Sakrament, Monstranz, gar nicht zu reden von den Bezeichnungen für einzelne Teile des katholischen Gottesdienstes, die nach den lateinischen, resp. griechischen Anfangsworten des Textes benannt sind, wie das Sanctus, das Kyrie eleison (Herr erhöere), ein Requiem, ein Ave Maria (Sei gegrüßt, Maria), das Angelusläuten, die Vespersglocke (Abendglocke), daher Vesper für die zur Zeit des Abendläutens eingenommene Mahlzeit.

Im Mittelalter entlehnten wir aus dem Lateinischen alle Ausdrücke für alles Gelehrtenwesen: Schreiben = scribere, Schrift = scriptum, Brief = breve, Tinte = tinctum. Übers Französische ist unser einziges Wort für die Tätigkeit des Lesens gegangen: Lektüre. Universität (eine starke Verdeutschung, die zugleich auf französischen Einfluß hinweist, die Universitas litterarum, Gesamtheit der Wissenschaften) war ursprünglich das Programm, das Arbeitsziel der in der Hochschule Befindlichen. Hiervon wird dann die Hochschule so benannt. Wir sagen nicht Universität, sondern Universitet wegen des französischen Université. Das -t stammt aus dem lateinischen Akkusativ universitate(m), vgl. Sozietät, Fakultät u. v. a.). Prüfen = probare, Dekan, Rektor, Professor (ursprünglich der Befehrer), Doktor, Medizin, Student, Studium, studieren, Gymnasium usw., gar nicht zu reden von Wörtern wie Kolleg, Philosophie und alle anderen griechisch-lateinischen Bezeichnungen für Wissenschaften. Aus dem Griechischen stammt Arzt (iatros), aus dem Griechisch-lateinischen Schule (schola) und Schüler, aus dem späteren Latein, und zwar auf dem Wege über Frankreich, stammen alle Zeitwörter auf -ieren, regieren und Regiment, weiter die Ausdrücke für Militär: Leutnant = Lieutenant, Marschall = frz. maréchal, das seinerseits zu Beginn des Mittelalters aus dem Deutschen entlehnt wurde, es ist nämlich mariskalk (der Pferd knecht); ganz abgesehen von Wörtern wie Major, Admiral, General, Soldat, Kaution, Disziplin, Patrone, Revolver usw. Auch Kaiser ist kein Wort germa-

nischer Abstammung. Begriff und Ausdruck kamen durch Alphilaß, den Botenbischof, vom griechischen Kaiserreich her zu uns. Aus der Rechtspflege und Verwaltung seien u. a. erwähnt Bogt = vocatus, Kerker = carcer, Zins = census.

Die Redensart sein Glück in die Schanze schlagen stammt aus dem Französischen und ist im Mittelalter mit vielen anderen übernommen worden, es ist chance (altfrz. c = z) sein Glück dem Zufall preisgeben. Zu derselben Zeit wurde auch aventure übernommen, unser Abenteuer, und das Suffix -ie, das bei uns -ei geworden ist (vgl. oben S. 87): Fahrerei, allerlei. Aus späterer Zeit stammt Partie, Mode, Gruppe, amüsieren, interessieren. Aus dem Italienischen haben wir u. a. das Sonett und die Stanze. In der Musik sind so gut wie alle Ausdrücke entlehnt: Ton, Alt, Tenor (der die Melodie hält oder trägt), Diskant, Baß, Chor u. a. aus der mittelalterlichen lateinischen Terminologie; Tempo, Adagio, Presto, Scherzo, Oper, Operette, Solo, Violine, Viola, Cello (verkürzt aus Violoncello), Finale, Duett oder Duo, Terzett, Quartett, Pause, Konzert, Rezitativ, Arie, Belcanto, Mezzavoce, Ritardando, Piano, Fortissimo u. v. a. aus dem Italienischen, Vaudeville, Akt u. a. aus dem Französischen. Orchester, Drama, Tragödie, Komödie sind aus dem Griechischen unmittelbar auf gelehrtem Wege entlehnt worden. Aus der jüngstverflossenen Zeit datiert der Ausdruck „Star“, den wir mißsammt dem ganzen „Star“wesen aus Amerika bezogen haben.

International sind die hauptsächlich im letzten Jahrhundert aufgenommenen Ausdrücke für alle Arten von Sport, z. B.: Tour, Tourist aus dem Französischen, Ski aus dem Norwegischen, Jockey, trainieren, Tennis, Croquet u. a. aus dem Englischen. Aber auch Streik ist, wie die Sache selbst, nicht auf deutschem Boden heimisch, sondern aus englisch strike in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts übernommen. Wie viele Wörter hat der internationale Reise- und Handelsverkehr uns gebracht: Expresß, Lloyd usw. Sobald wir etwas Neues von irgendwoher beziehen, erwerben wir auch den Namen, also ein neues Wort: Tschibuk, Kanapee, Chaiselongue, Krinoline, Regatta uff.

Endlich muß noch der vielen Fremdwörter gedacht werden, die nicht geradezu aus einer fremden Sprache übernommen, sondern aus ihrem Wortmaterial gebildet werden; so z. B. zahlreiche wissenschaftliche Bezeichnungen, wie etwa Linguistik Sprachwissenschaft. Lingua ist lateinisch (Zunge, Sprache), -istikē ist eine griechische Adjektivendung, um anzudeuten, daß etwas dem im Stamme Ge-

sagten zugehört, z. B. *sophistikē technē* die Kunst des Weiseseins; *sophistikē* was zum Weisesein gehört. Daher *Sophistik* (jetzt hat das Wort die Bedeutung „Spitzfindigkeit“). *Linguistik* bildet also aus lateinisch-griechischem Wortmaterial eine griechische Ausdrucksweise nach und will die Wissenschaft andeuten, die das umfaßt, was zum Verständnis (zur Erkenntnis) der Sprache gehört. Die meisten derartigen künstlichen Bildungen sind für den, der sie zu durchschauen vermag, wahre Wortungeheuer. So u. a. auch *Automobil*: das sich selbst bewegende, griechisch *autos* = selbst und lateinisch *mobile* = beweglich. Vorbild war griechisch *Autómaton* = das sich selbst lenkt, das aus eigener Kraft vor sich geht. Dieses Wort wurde auf die Maschinen übertragen, die den Schein selbständiger Beweglichkeit erwecken und von daher in neuester Zeit nachgeahmt in der Bezeichnung der Kraftwagen. Solche Bildungen genießen nur einen Vorteil: den einer über die nationalen Grenzen hinausgehenden Verständlichkeit. Sie sind nirgends — und doch, wegen der allerorten eingewurzelten Kenntnis des Griechischen und Lateinischen — überall zu Hause. Der Durchschnittsmensch versteht sie nicht in ihren Teilen, daher empfindet er nicht die Ungeheuerlichkeit der Zusammensetzungen. Sie beweisen uns einerseits, wie tief die seit fünfzehnhundert Jahren gewohnte Übung der klassischen Sprachen noch sitzt: eine gelehrte Bildung wird aus klassischem Wortmaterial genommen. Sie beweisen uns aber zugleich auch, wie weit wir bereits von der wirklichen Beherrschung der klassischen Sprachen entfernt sind: denn selbst gebildete Menschen empfinden nicht, ja bemerken nicht einmal, daß solche Wörter geradezu ein Hohn auf alle klassische Bildung sind.

Wenige Sprachen besitzen die Ausnahmefähigkeit des Deutschen. Die verschiedenartigsten Völker haben unser Können vergrößert, unsere Kultur bereichert, unseren Horizont erweitert. Das spiegelt sich in unserem Wortschatz, der zu den größten aller Nationen gehört. Oft tadelt man die Deutschen wegen ihrer Leichtigkeit, fremde Ausdrücke anzunehmen. Mitnichten; tadelnswert ist es nur, Fremdwörter zu gebrauchen, wo ganz entsprechende deutsche vorhanden sind. Aber das Erwerben von Ausdrücken, die in irgendeinem Punkt von den vorhandenen abweichen, heißt die Ausdrucksfähigkeit der Sprache erhöhen (vgl. oben S. 64) und das Übernehmen von Fremdwörtern wäre nur dann gefährvoll, wenn das Deutsche nicht die Kraft der Angleichung besäße, die Kraft der Assimilierung. So wie der Körper die ihm zugeführte Nahrung aufnimmt und sich

zu Fleisch und Blut „assimiliert“, so erfährt der Sprachgeist die ihm zugeführten neuen Wörter und wandelt sie mit der Zeit in ureigenes Sprachgut. Allerdings ist die Kraft der Assimilation nicht gleichartig in allen Stadien der Entwicklung. Je ausgebildeter die eigene sprachliche Tradition, desto geringer ist im allgemeinen die Assimilationsfähigkeit der Sprachen; die Sprechenden sind dann eher geneigt, fremdes Kulturgut als solches gelten zu lassen, eben weil sie „gebildet“ sind. Sie assimilieren daher nicht das Neu erworbene ihrer Sprechweise, sondern umgekehrt, bis zu einem gewissen Grade, ihre Artikulationsweise dem Neuen. Hierzu kommt dann noch die Unterstützung durch die Schrift, die heutzutage unendlich wirksamer ist als in früheren Zeiten, wo Schreiben und Lesen nichts weniger als allgemein geübt wurde. Alles in allem aber dürfte die Assimilierung fremden Sprachgutes durch diese Umstände nur sehr verlangsamt, aber sicher nicht ganz aufgehoben sein. Die heut erworbenen Fremdwörter werden schließlich auch assimiliert, so gut wie die in früheren Zeiten angenommenen. Heutzutage ahnt der Durchschnittsmensch nicht, daß er „nicht deutsch“ spricht, wenn er Wörter wie Tisch, schreiben, Fenster, Pflanze braucht. Vor zweitausend Jahren waren es Fremdwörter. Was aber ist der Unterschied zwischen den vor zweitausend Jahren aufgenommenen Fremdwörtern und den im 16., im 18. Jahrhundert oder gestern übernommenen? Kein anderer als eben der der Zeit. Die einen sind so lange im Sprachgebrauch, daß das fremdartige Gepräge sich verloren hat; die anderen werden in entsprechender Zeit ebenso dem Sprachgebrauche eingegliedert werden. Was sind denn tausend Jahre im Leben der Sprache? Keine Wissenschaft lehrt uns, den einzelnen so klein und das Geschlecht als Ganzes so zäh, so unerschütterlich in der Verfolgung seines Strebens zu erkennen, als gerade die Sprachwissenschaft. Sie befähigt uns, seelische Prozesse zu verstehen, die sich auf Jahrtausende hin erstrecken. Sprachgeschichte ist Menschheitsgeschichte. In vielen Punkten ist die Geschichte (und zwar die vergleichende Geschichte) der Sprachen der einzige Schlüssel zur Erforschung der Urgeschichte des Menschen und seiner ersten Kultur. In allen Fällen ist sie der Schlüssel zum Verständnis seines Seelenlebens.

Schlußbetrachtung. Überblicken wir nun die Mannigfaltigkeit von Vorgängen, die dazu gehören, einen ganz gewöhnlichen Satz auszusprechen, so müssen wir zugestehen, daß wir uns für gewöhnlich nicht bewußt sind, wie wir sprechen. Ja, wir wissen auch nicht, was

wir sprechen. Wir verstehen zum großen Teil unsere alltäglichsten Ausdrücke nicht. Wir sind gleichgültig gegen die merkwürdigste Gabe, die uns verliehen ist, ohne die wir unsere Existenz nicht denken können.

Doch hat es niemals an Menschen gefehlt, die über die Sprache grübelten. Wissenschaftliche Beschäftigung mit der Sprache gehört zu den ältesten Geistesbestrebungen der Menschheit; man wünschte der Sache auf den Grund zu kommen. Aber erst die neueste Zeit hat einiges Licht in die verschlungenen Entwicklungspfade gebracht. Die allgemeine Meinung ging in früheren Zeiten dahin, daß die Sprache dem Menschen von Gott als fertige Gabe verliehen worden sei, als köstliche Bekrönung seines Menschentums. Als ein göttliches Wunder erschien sie und nur durch ein Wunder konnte ein gütiger Gott sie in uns gelegt haben. Ganz abgesehen von der Unmöglichkeit dieser Voraussetzung, daß die Sprache als fertiges Ganzes in einem bestimmten Augenblick vorhanden gewesen sein sollte — wann ist eine Sprache fertig? (vgl. S. 81) —, werden wir jetzt auch der Meinung sein, daß wir das Wunder der Sprache verkleinern, wenn wir uns ihre Entstehung so vorstellen.

Ein Wunder ist sie; das Wunderbare aber liegt eben in ihrer Entwicklung, in ihrem Wachstum, in ihrer Unvergänglichkeit, da sie, ein wahrer Phönix, fortwährend neu verjüngt aus sich selbst entsteht. Viel wunderbarer ist es, daß die Menschheit in unabsehbaren Zeitabschnitten Schritt für Schritt ringend aus ureigner Kraft zu dieser geistigen Höhe gelangt ist, die sich in unseren Kultursprachen darstellt, als daß sie durch ein gütiges, außer ihr liegendes Geschick einmal ein Geschenk empfangen hätte, welches sie seitdem nur immer verwaltete. Wenn wir die Sache so ansehen, werden wir geneigt sein, auf das Wunder der Sprache das Wort Lessings anzuwenden:

Der Wunder höchstes ist,
Daß uns die wahren, echten Wunder so
Alltäglich werden können!

Verzeichnis der Abbildungen mit Quellennachweis.

- Fig. 1. Der ganze Sprechapparat, Durchschnitt des menschlichen Kopfes und Oberkörpers. Nach Techmer, Phonetik.
- = 2. Kehlkopfgerüste, vordere Ansicht. Nach Heymann, Handbuch der Laryngologie und Rhinologie.
- = 3. Linke Hälfte des Kehlkopfgerüsts. Ebenda.
- = 4. Ansicht des Kehlkopfsinnern von oben. Ebenda.
- = 5—7. Lautbilder für die Konsonanten t (d), th und n. Nach Brücke, Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute.
- = 8, 9. Lautbilder für die Konsonanten s und sch in norddeutscher Aussprache. Nach Guzmann, Physiologie der Stimme und Sprache.
- = 10, 11. Lautbilder für die Konsonanten k und g. Nach Brücke, Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute.
- = 12, 13. Lautbilder für die Konsonanten r und l in norddeutscher Aussprache. Nach Guzmann, Physiologie der Stimme und Sprache.
- = 14. Articulationes orales vocalium. Nach Techmer, Phonetik.
- = 15. Das Gaumenbild des i. Ebenda.
- = 16. Vokaldreiecke.
- = 17. Lautbild für die Vokale u, ü und i in norddeutscher Aussprache. Nach Guzmann, Physiologie der Stimme und Sprache.
- = 18. Lautbild für die Vokale o, ö und e in norddeutscher Aussprache. Ebenda.
- = 19. Linksseitige Großhirnhälfte mit den Sprech- und Schreibzentren. Nach H. Ch. Bastian, Über Aphasie und andere Sprachstörungen. Übersetzt von M. Urstein.
- = 20. Schematische Darstellung des Mitteilungsvorganges.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Die Haupttypen des menschlichen Sprachbaues

[VI u. 156 S.] 8. 1910. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.25

Die Sprachstämme des Erdkreises

[VII u. 143 S.] 8. 1909. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.25

Von Prof. Dr. f. N. Finck

„... Gerade diese beiden Arbeiten zeigen am schönsten die Allumfassendheit von F. Finck: sie geben uns beide ein Gesamtbild von den Sprachen des Erdkreises. In bewunderungswürdiger Kürze und Gemeinverständlichkeit bietet er hier die Resultate fremder und eigener tief eingreifender Forschung, überall zuverlässig und die verwirrende Menge der Sprachen meisterhaft ordnend... Jeder, der lebendiges Interesse an der Sprachwissenschaft hat, wird aus beiden Büchlein, die einander vortrefflich ergänzen, reichste Belehrung schöpfen, zumal über all den Einzelheiten doch immer die allgemeine Idee ruht, die F. Finck, als geistiger Schüler W. v. Humboldts, immer wieder zu betonen pflegte: daß die „Sprachen mehr sind als bloße Verständigungsmittel, daß sich jedes Volk eine geistige Eigenart, wenn auch nicht ganz, so doch zu großem Teile in seiner Rede offenbart.“
(*Rheologische Literaturzeitung.*)

Rhetorik

Von Dr. Ewald Geißler

[IV u. 140 S.] 8. Geh. M. 1.—, in Leinwand geb. M. 1.25

„Es ist ein wahres und reines Vergnügen, auf solche Bücher und solche Menschen zu stoßen, die nicht zu verwirren, sondern zu vereinfachen streben, die Stimmgebung und Atemtechnik auf ihre natürlichsten Grundlagen zurückführen und auf Grund streng wissenschaftlicher Studien anspruchslos und schlicht dies Material auch dem Laien zugänglich machen, statt ihm durch gelehrte Termini imponieren zu wollen. Dann aber ist es zumal die Persönlichkeit, die hinter diesen Büchern steht und auf den Leser unmittelbar wirkt. Wie aus den zitierten Stellen hervorgeht, soll die Rhetorik nicht nur dem Fachmann dienen, dem angehenden Redner und dem Schauspieler, sondern zur Ausbildung der allseitig harmonischen Persönlichkeit beitragen.“

(*Monatshefte für deutsche Sprache und Pädagogik.*)

Die menschliche Stimme und ihre Hygiene

Sieben volkstümliche Vorlesungen

Von Dr. Paul Gerber

Professor an der Universität Königsberg

Mit 20 Abbildungen. [IV u. 116 S.] 8. Geh. M. 1.—,
in Leinwand geb. M. 1.25

„Unter den mir bekannten kleineren Werken über das Stimmorgan ist keines, das den Stoff in einer so verständlichen, anziehenden und klaren Form darbietet als das angezeigte Büchlein. Auch die Illustrationen sind außerordentlich scharf und vortrefflich orientierend. Alle, die sich mit Stimmbildung zu befassen haben, werden aus dem Werkchen sehr viel lernen können.“

(*Katholische Zeitschrift für Erziehung und Unterricht.*)

Schriften von Professor Dr. Oskar Weise

aus dem Verlage von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. 7., verb. Auflage.
In Leinwand geb. M 2.80.

„Was wir da vernehmen von der Wechselwirkung zwischen Sprache und Volksart, vom innern Leben der Wörter, vom Gegensatz zwischen nord- und süddeutscher Sprache und Art, vom Unterschied zwischen Mundart und Schriftsprache, vom heimischen Wortschatz und vom Bedeutungswandel, von den Sprachgesetzen und der Geschichte der Fremdwörter, all das bringt uns eine solche Fülle von Belehrung und öffnet ei. solches Verständnis für eines unserer teuersten Güter, daß jeder Leser seine Freude an dem schönen Büchlein haben muß.“

(Schweiz. Evang. Schulblatt.)

Unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen. Geb. M 3.—

Das Buch ist ein Seitenstück zu des Verfassers Schrift 'Unsere Muttersprache' und ebenso volkstümlich gehalten. Es will zunächst über die Besonderheiten der Mundarten in Lautgestalt, Wortbiegung, Wortbildung, Wortschatz, Stil in Prosa und Volksdichtung aufklären, aber auch die Beziehungen zwischen Dialekt und Volksart aufdecken. In einem einleitenden Abschnitt ist den sozialen, politischen und religiösen Gründen nachgegangen worden, aus denen sich das Werden, d. h. die Entstehung und allmähliche Entwicklung der dialektischen Formen erklärt.

„So reich und zugleich allgemeinverständlich ist der weitsichtige, zum Teil schwierige, aber immer dankbare Stoff wohl noch nicht behandelt worden, jedenfalls nirgend so geschmackvoll, so beseelt, mit so viel Sinn für das unmittelbare Leben und daher so anregend. Ja, geradezu zeitgemäß muß man dies Buch nennen. Denn aus der Verachtung, mit der man dereinst die Mundarten abzutun liebte, ist eine noch immer steigende Hochschätzung und Bevorzugung geworden: im Sprachbau, in der Wortwahl, in der Bilderprägung.“ (Westermanns Monatshefte.)

Ästhetik der deutschen Sprache. 3., verbesserte Auflage. In Leinwand geb. M 3.—

„Daß ich es nur gleich mit einem Worte sage: ich kenne kein Buch über die deutsche Sprache, das mir so gefallen hätte wie diese neueste Gabe des bereits durch die trefflichsten Werke um unsere herrliche Muttersprache hochverdienten Verfassers; ich kenne kein Buch, das in so geschickter Weise dem Bedürfnis nach rechtem Verständnis und feinsinniger Würdigung unseres edelsten Gutes entgegenkäme und so geeignet wäre, jedem, wer es auch sei, herzliche Lust an diesem Gute und warme Liebe zu ihm zu erwecken.“ (Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht.)

Deutsche Sprach- und Stillehre. Eine Anleitung zum richtigen Verständnis und Gebrauch unserer Muttersprache. 3., verbesserte Auflage. In Leinwand gebunden M 2.20.

„Seine Aufgabe hat der Verfasser in geradezu vortrefflicher Weise gelöst. Das Buch hat den großen Vorzug vor andern ähnlicher Art, daß es nicht das Gefühl der Ode erweckt, sondern von der ersten bis zur letzten Seite interessiert. . . . Den zweiten Teil des Buches bildet eine ausgezeichnete 'Stillehre', in der durch 'Regel und Vorbild' gewirkt werden soll. Schon allein diese 'Vorbilder' sollten einen veranlassen, sich das Buch anzuschaffen. . . . Des Verfassers Wunsch, daß das Buch sich recht viele Freunde erwerben möge, wird ohne Zweifel in Erfüllung gehen.“ (Rheinische Blätter.)

Wie denkt das Volk über die Sprache? Von Prof. Dr. Friedrich Polle. 3., verbesserte Auflage von Professor Dr. Oskar Weise. In Leinwand geb. M 1.80.

„. . . Polles Buch bedarf keiner Empfehlung; es wird auch so seinen Weg gehen wie das Buch Weises 'Unsere Muttersprache'. Seine Ausführungen beruhen auf einer ausgedehnten Belesenheit und einer liebevollen Beobachtung der Denkweise des Volkes und sind dennoch so frisch und anziehend geschrieben, daß sie in der Tat die weitesten Kreise für die behandelten Fragen zu erwärmen vermögen.“ (Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.)

Vom papiernen Stil. Von Prof. Dr. Otto Schroeder. 7., durchgesehene Auflage. Geh. M. 2.40, geb. M. 3.—

„... Unter den vielen Schriften, welche die Sprachbewegung der 80er und 90er Jahre gezeitigt hat, scheint sich keine eines so lange andauernden Erfolges zu erfreuen als Schroeders Buch, eine Sammlung geist- und temperamentovoller Aufsätze, deren gemeinsamer Titel uns längst um ein geflügeltes Wort bereichert hat. Der Verfasser zieht gegen seinen Widersacher, den mit köstlichem Humor geschilderten ‚großen Papiernen‘, zu Felde, zu größerer Ehre der Freiheit, Schönheit, Kraft, Entwicklungsfähigkeit deutscher Rede. Nie läßt er gleichgültig, in jeder Zeile fordert er entweder Zustimmung oder Widerspruch.“ (Zentralblatt für Volksbildungswesen.)

„... Das ist das Verdienst des Büchleins Schroeders, mögen neben ihm auch andere Streiter ihre Lanzen eingelegt haben. All die kleinen und die großen Sünden wider den Geist unserer Sprache hat es zusammengefaßt und fein säuberlich gruppiert, allen Lesern zum abschreckenden Beispiel. Hier steht eine Gruppe orthographischer Schrullen, dort eine von Fehlern gegen die Aussprache. Da flektiert der große Papierne zu wenig und dort zu viel, bald sind ihm die Pronomina nicht deutlich genug, da setzt er flugs seine Lieblingswörter welcher, derselbe, derjenige usw.... Schon heute fühlt mancher, der sich vordem um Sprache und Stil blutwenig gekümmert hat, einen Ruck, wenn ihm ein derjeniger, welcher oder eine recht langatmige Periode aus der Feder will: Tinten-deutsch! das Gewissen ist aufgerüttelt. Sollte der große Papierne wirklich über kurz oder lang sein Dasein beschließen? Fast scheint's. Nun dann hätte das Büchlein seine Aufgabe gelöst.“ (Zeitschrift für das Realstudiumswesen.)

Schiller im Urteil Goethes. Die Zeugnisse Goethes in Wort und Schrift gesammelt und ergänzt durch die Zeugnisse Mitlebender. Von Prof. Dr. P. Ahle. Geb. M. 2.40.

„... Durch die sorgfältige Auswahl und wohlüberdachte Anordnung der Äußerungen Goethes über Schiller, die durch zeitgenössische Erkundigungen ergänzt werden, ist es dem Verfasser gelungen, in seinem Sammelwerk ein Gesamtbild zu geben, das über die stilkliche, literaturgeschichtliche und allgemein menschliche Bedeutung von Goethes Verhältnis zu Schiller umfassenden Aufschluß gibt, zugleich aber Licht und Wärme spendend auf den Beurteiler selbst zurückstrahlt.“ (Zeitschrift für den deutschen Unterricht.)

„... Mit dem abgeklärten Blick und feinsinnigen Empfinden des Literatur-Gelehrten hat der Verfasser aus Briefen, Gesprächen, Dichtungen und Mittellungen aus des Altmeisters Lebensgeschichte zu einem Gesamtbilde Schillers zusammengefügt und ihm durch die Äußerungen von Humboldt, Körner und Schiller selbst ein lebhaftes Kolorit gegeben.“ (Allgemeine Zeitung.)

Goethe und die deutsche Sprache. Bekrönte Preisschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Von Dr. Georg Raufsch. [IV u. 268 S.] 8. 1909. Geb. M. 3.60.

„... Es war ein trefflicher Gedanke, einen unserer sprachgewaltigen Geister herauszubeschwören, damit die Gegenwart aus dessen eigenen Worten sein Urteil über die Sprache überhaupt und über die Muttersprache vernehmen möge... Verehrer Goethes sowie alle denkenden Freunde der Sprache werden in dem Buche reiche Unterhaltung, Belehrung und Anregung finden.“ (Hölnische Zeitung.)

„Eine gründliche Auslese von Goethes Gedanken über den Zusammenhang der Sprache mit dem Seelenleben des Menschen, über die Erscheinungen der deutschen Sprache in schriftlicher und mündlicher Darstellung sowie über fremdsprachliche Studien. Dem Goethefreund bietet die Preisschrift eine wertvolle Handhabe zu neuer Beobachtung; dem Deutschen Sprachverein erbringt sie den Beweis, daß seine Grundsätze durch den Sprachgenius Goethes mit sicherem Gefühlsurteil vorgeahnt und gebilligt werden. Unter den zahlreichen Goethestudien der Gegenwart eine der bedeutendsten, durch gründlichen Forschergeist und sicheren Führerblick gleich ausgezeichnet.“ (Literarisches Echo.)

„... Unter den zahllosen Goethestudien der Gegenwart eine der bedeutendsten, durch gründlichen Forschergeist und sicheren Führerblick gleich ausgezeichnet.“ (Literarischer Ratgeber.)

Viktor Porzezinsky:

Einleitung in die Sprachwissenschaft

Autorisierte Übertragung a. d. Russischen von Dr. Erich Boehme.
[IV u. 229 S.] gr. 8. 1910. Geh. M. 3.—, in Leinw. geb. M. 3.60

„... Bald fühlte ich mich durch die klaren und das Wesentliche scharf hervorhebenden Ausführungen lebhaft gefesselt, und wennes auch der Hauptsache nach nur bekannte Dinge sind, die da vorgebracht werden, so geschieht dies doch in so anregender und gelegentlich auch in so origineller Weise, daß jeder, der sprachwissenschaftliche Studien treibt, an dem bei aller Knappheit sehr reichhaltigen Buch seine Freude haben wird. Ich wüßte in deutscher Sprache keine Schrift zu nennen, die gleich geeignet wäre, wirklich das zu bieten, was der Titel des Porzezińskischen Buches verheißt: eine Einleitung in die Sprachwissenschaft.“
(Berliner Tageblatt.)

Otto Jespersen:

Lehrbuch der Phonetik

Autorisierte Übersetzung von Hermann Davidsen. Mit 2 Tafeln.
[VI u. 255 S.] gr. 8. 1904. Geh. M. 5.—, in Leinw. geb. M. 5.60

Phonetische Grundfragen

Mit 2 Figuren im Text

[IV u. 185 S.] gr. 8. 1904. Geh. M. 3.60, in Leinw. geb. M. 4.20

„... Jespersen hat sich durch mehrere gedankenreiche und persönlich-eigenartige Schriften in der Sprachforschung einen Namen gemacht. Mit dem vorliegenden Werke wollte er ein Buch für weitere Kreise und für Anfänger schreiben. Er hat dieses Ziel energisch im Auge behalten. Ich kenne keine Phonetik, die sich an gemeinverständlicher Haltung von ferne mit der seinigen vergleichen könnte. Dieses Buch wird sicherlich keinen Leser abschrecken, manchen ermutigen. Mit einer nie versagenden Klarheit verbindet sich ein großes pädagogisches Wohlwollen und eine sehr unpedantische Gemütlichkeit.“
(Deutsche Literaturzeitung.)

„Ein treffliches Hilfsmittel für den Lehrer, sich solche Kenntnisse zu erwerben oder die auf der Universität gewonnenen zu vertiefen, geben die beiden vorliegenden Bücher Jespersens an die Hand... Man kann aus dem Buche viel lernen; es zeichnet sich durch große Klarheit, Durchsichtigkeit und Genauigkeit aus. Die Lehrer der neueren Sprachen, auch Germanisten, Studenten, Vertreter der vergleichenden und historischen Sprachwissenschaft kommen alle bei dem schönen Buche auf ihre Rechnung und werden manche Anregung aus ihm schöpfen können.“
(Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht.)

Paul Passy:

Petite phonétique comparée des principales langues européennes

Geh. M. 1.80, geb. M. 2.20

„Der hohe Wert der Petite phonétique besteht darin, daß sie in abgeklärter Form alles das darbietet, was ein scharfer Beobachter lautlicher Erscheinungen und einer der bedeutendsten Phonetiker unserer Zeit über die Sprachlaute der wichtigsten europäischen Sprachen zu sagen weiß. Passy läßt sich in seinem Urteil nicht durch andere beeinflussen, bei ihm beruht alles auf eigener Beobachtung. Er ist dabei ein praktischer Schulmann, der auch treffliche Winke betreffs der Schwierigkeiten zu geben weiß, die bei der Erzeugung einzelner Laute zu überwinden sind.“
(Zeitschrift für französische Sprache und Literatur.)

Aus Natur und Geisteswelt.

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher
Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens.

Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Jeder Band geh. M. 1.—, in Leinwand geb. M. 1.25.

Übersicht nach Wissenschaften geordnet.

Allgemeines Bildungswesen. Erziehung und Unterricht.

Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von weif. Prof. Dr. Friedrich Paulsen. 2. Aufl. Von Prof. Dr. W. Münch. Mit einem Bildnis Paulsens. (Bd. 100.)

Der Leipziger Student von 1409—1909. Von Dr. W. Bruchmüller. Mit 25 Abb. (Bd. 273.)

Geschichte des deutschen Schulwesens. Von Oberrealschuldirektor Dr. R. Knabe. (Bd. 85.)

Das deutsche Unterrichtswesen der Gegenwart. Von Oberrealschuldirektor Dr. R. Knabe. (Bd. 299.)

Allgemeine Pädagogik. Von Prof. Dr. Th. Siegler. 3. Aufl. (Bd. 33.)

Experimentelle Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf die Erziehung durch die Tat. Von Dr. W. A. Bay. 2. Aufl. Mit 2 Abb. (Bd. 224.)

Psychologie des Kindes. Von Prof. Dr. R. Gaupp. 2. Aufl. Mit 18 Abb. (Bd. 213.)

Moderne Erziehung in Haus und Schule. Von J. Lews. 2. Aufl. (Bd. 159.)

Großstadtpädagogik. Von J. Lews. (Bd. 327.)

Schulkämpfe der Gegenwart. Von J. Lews. 2. Aufl. (Bd. 111.)

Die höhere Mädchenschule in Deutschland. Von Oberlehrerin M. Martin. (Bd. 65.)

Vom Hilfschulwesen. Von Rektor Dr. W. Maennel. (Bd. 73.)

Das deutsche Fortbildungsschulwesen. Von Direktor Dr. Fr. Schilling. (Bd. 256.)

Die Knabenhandarbeit in der heutigen Erziehung. Von Seminar-Dir. Dr. A. Babst. Mit 21 Abb. u. 1 Titelbild. (Bd. 140.)

Das moderne Volkswbildungswesen. Bücher- und Lesehallen, Volkshochschulen und verwandte Bildungseinrichtungen in den wichtigsten Kulturländern in ihrer Entwicklung seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Stadtbibliothekar Dr. G. Friß. Mit 14 Abb. (Bd. 266.)

Die amerikanische Universität. Von Ph. D. E. D. Perry. Mit 22 Abb. (Bd. 206.)

Technische Hochschulen in Nordamerika. Von Prof. S. Müller. Mit zahlr. Abb., Karte u. Lageplan. (Bd. 190.)

Volksschule und Lehrerbildung der Vereinigten Staaten. Von Dir. Dr. F. Kuppers. Mit 48 Abb. u. 1 Titelbild. (Bd. 150.)

Deutsches Ringen nach Kraft und Schönheit. Aus den literarischen Zeugnissen eines Jahrhunderts gesammelt. Von Turninspektor R. Möller. 2 Bde. Band II: In Vorb. (Bd. 188/189.)

Schulhygiene. 2. Aufl. Mit 33 Fig. (Bd. 96.)

Jugendfürsorge. Von Waisenhaus-Direktor Dr. J. Petersen. 2 Bde. (Bd. 161, 162.)

Vestalozzi. Sein Leben und seine Ideen. Von Prof. Dr. P. Ratorp. Mit 1 Bildnis u. 1 Brieffaksimile. (Bd. 250.)

Herbarts Lehren und Leben. Von Pastor D. Flügel. Mit 1 Bildnisse Herbarts. (Bd. 164.)

Friedrich Fröbel. Sein Leben und sein Wirken. Von A. von Portugall. Mit 5 Tafeln. (Bd. 82.)

Religionswissenschaft.

Leben und Lehre des Buddha. Von weif. Prof. Dr. R. Bischof. 2. Aufl. von Prof. Dr. S. Lüders. Mit 1 Tafel. (Bd. 109.)

Germanische Mythologie. Von Prof. Dr. J. v. Regelein. (Bd. 95.)

Mastil im Heidentum und Christentum. Von Dr. E. Lehmann. (Bd. 217.)

Palästina und seine Geschichte. Von Prof. Dr. S. Freiherr von Soden. 3. Aufl. Mit 2 Karten, 1 Plan u. 6 Ansichten. (Bd. 6.)

